

Sprachgeschichte und Geschichte der Sprachwissenschaft

herausgegeben von
Daniel Jacob und Thomas Krefeld

Redaktion: Klaus Grübl

Assoziation – Zeichen – Schrift

Peter Koch
(Tübingen)

Wulf Oesterreicher hat in einem Aufsatz von 1982 die Bedeutung von Hermann Ammanns phänomenologischem Ansatz in seinem Buch *Die menschliche Rede* (1925) für die Sprachtheorie und die Sprachwissenschaft herausgearbeitet. Dabei wird deutlich, was die Phänomenologie zur Konstitutionsanalyse von Sprache beitragen kann, und zwar gerade auch in Hinsichten, die in dem – nur partiell – von der Phänomenologie beeinflussten Strukturalismus eher ausgeblendet bleiben.¹ Um einen Beitrag der Husserlschen Phänomenologie zur Konstitutionsanalyse von Sprache wird es auch im Folgenden gehen. Dazu muß jedoch zunächst etwas weiter ausgeholt werden.

1. Assoziationsrelationen: Kontiguität, Similarität und Kontrast

Von fundamentaler Bedeutung für die folgenden Überlegungen sind die drei altbekannten Assoziationsrelationen 'Kontiguität', 'Similarität' und 'Kontrast'. Einen ersten, allerdings – aus unserer heutigen Sicht – noch unvollkommenen Schritt zu ihrer Identifizierung hat Platon im *Phaidon* getan. In einem wahrnehmungspsychologischen Zusammenhang unterscheidet er bei der Verbindung zwischen Wahrgenommenem und nicht unmittelbar präsenten Vorstellungen *de facto* zunächst nur zwischen den Relationen der 'Similarität' und der 'Nicht-Similarität':

- (1) Aus all dem ergibt sich doch, daß die Erinnerung mal von Ähnlichem, mal von Unähnlichem ausgeht. (Plato, *Phaidon*, 74a; Übersetzung P.K.)

Es ist dann Aristoteles, der im Rahmen einer Theorie des Erinnerns die drei Relationen der 'Similarität', des 'Kontrastes' und der 'Kontiguität' – in dieser Reihenfolge – auf den Begriff bringt:

- (2) Daher gehen wir der Reihenfolge der Vorstellungen nach, indem wir vom Gegenwärtigen oder von etwas anderem her denken und von etwas Ähnlichem oder Entgegengesetzten oder Benachbartem. So erfolgt die Erinnerung. (Aristoteles, *De memoria et reminiscencia*, 451b, 16-22; Übersetzung P.K.)

Damit sind für die nächsten zwei Jahrtausende die Schneisen der Assoziationsphilosophie und -psychologie vorgezeichnet (vgl. Amin 1973, 19-94). Für die Linguistik relevant wurden die assoziationspsychologisch fundierten Relationen, teilweise im Zusammenspiel mit rhetorischen Kategorien wie 'Metapher' und 'Metonymie', zunächst einmal in den Theorien des semantischen Wandels (s.u. 4.3.). Wesentlich mehr Beachtung fand in der Linguistik des 20. Jahrhunderts dann allerdings die Integration der Relationen der Kontiguität und der Similarität in die theoretische Linguistik in Form der so genannten Zwei-Achsen-Theorie, einerseits mit Zuspitzung auf die Organisation der Einheiten des Sprachsystems im Sinne Saussures ('Syntagmatik' und 'Paradigmatik'), an-

¹ Die phänomenologischen Wurzeln des Strukturalismus betont Holenstein (1975, bes. 11-33, 55-76; 1976, 13-75, 114-124, 134-175). Vgl. insgesamt zu einer differenzierten Einschätzung der auf den Strukturalismus wirkenden Einflüsse Stempel 1978; zu einer entschiedenen Relativierung der Rezeption phänomenologischer Denkansätze im Strukturalismus Oesterreicher 1982, 164-171.

dererseits – weit darüber hinausgehend – in Jakobsons breitangelegtem Ansatz, dessen Relevanz von der Aphasieforschung über die Linguistik bis in die Literaturwissenschaft hineinreicht.² 1981 hat Wolfgang Raible erneut die fundamentale Bedeutung der Assoziationsrelationen für linguistische, insbesondere semantische Fragestellungen unterstrichen und dabei auch die Assoziationsexperimente von Thumb und Marbe (1901) und Kent/Rosanoff (1910) einer modernen Interpretation unterzogen.

2. Phänomenologie, Gestaltpsychologie und Kognitive Linguistik

Nun wurde gegen die traditionelle Assoziationsphilosophie und -psychologie, nicht ganz zu Unrecht, der Vorwurf erhoben, sie sehe das Arbeiten des menschlichen Verstandes zu mechanistisch. Eine nicht-mechanistische Interpretation der Assoziationsrelationen scheint allerdings möglich, wenn man einerseits auf die Gestaltpsychologie (s.u. 2.4), andererseits auf die Husserlsche Phänomenologie zurückgreift.

2.1 Dingerfahrung bei Husserl

Die Phänomenologie Edmund Husserls setzt auf der sehr fundamentalen Stufe der Dingerfahrung an, die eindeutig noch 'unterhalb' derjenigen Ebene liegt, auf der die Sprache ins Spiel kommt.³ Das 'Ding' ist nach Husserl in unserer Wahrnehmung durch eine immer nur partielle anschauliche Selbstgegebenheit gekennzeichnet. So betont Husserl

- (3) [...] daß in der einfältigen⁴ Wahrnehmung [...] der Gegenstand zwar als gegeben dasteht, aber nur von 'einer Seite' [...]. (Husserl 1973b, 142)

Hieraus ergibt sich notwendigerweise eine Differenz zwischen dem erscheinenden Ding und dem gemeinten Ding, zwischen „eigentliche[r] und uneigentliche[r] Erscheinung“, insofern

- (4) die einfältige Wahrnehmung das Ding nur nach einer 'Seite' erscheinen läßt und doch das Ding meint, das nicht seine Seite ist. (op.cit., 143)

Indem 'Partialintentionen' zu einer 'Gesamtintention' verschmelzen, entsteht das gemeinte Ding aus einem intentionalen Akt der „Beseelung“ der Empfindungsdaten. Das Bewußtsein kann also über das Erlebte „hinausmeinen“ (Husserl 1968 II/2, 41). Diese Möglichkeit des Hinausmeinens über die Empfindungsdaten impliziert zugleich eine prinzipielle Unabgeschlossenheit der Dingerfahrung und eröffnet

- (5) ein[en] Fluß grenzenloser Kontinuität, ein grenzenloses Reich offener Möglichkeiten *a parte ante*, die *a parte post* immerfort näher bestimmt, begrenzt, bereichert werden können, aber immer wieder die Unendlichkeit vor sich haben. (1973b, 137)

Die volle Dingerscheinung stellt sich also als komplexe, gemischte Anschauung dar, in der unterschiedliche Momente zu unterscheiden sind. Husserl trennt in einer früheren Phase seines Denkens den 'rein intuitiven Gehalt' vom 'signitiven Gehalt' des Anschauungsaktes (vgl. zum Folgenden Husserl 1968, II/2, 60-63, 78-84, 90-94).

Der 'rein intuitive Gehalt' entspricht „dem Inbegriff der 'in die Erscheinung fallenden' Bestimmtheiten des Objektes“ (1968 II/2, 80). Bei der intuitiven 'Repräsentation', wie Husserl sie nennt, besteht ein wesentlicher, „innerer, notwendiger Zusammenhang

² Vgl. Kruszewski 1884-1890; Saussure 1916, 170-180; Hjelmslev 1963, 33-40; Jakobson 1956; dazu auch Holenstein 1975, 142-157; Happ 1985.

³ Wir werden im folgenden also erst über einen Umweg zur Sprache kommen. Selbstverständlich ist es daneben auch möglich, die Thematisierung sprachlicher bzw. sprachbezogener Probleme bei Husserl selbst zu verfolgen (vgl. z.B. Aschenberg 1978, 1-38; Willems 1994; Eden 1999). Hier spielt gerade auch die Thematik der Intersubjektivität und Alterität eine wichtige Rolle (s. auch 3.1 und Anm. 17).

⁴ Dazu die Selbstkorrektur Husserls in einer kritischen Notiz: „einseitige[n]“.

zwischen der Materie und dem Repräsentanten“ (op.cit., 92), wie sie nur über eine Relation der Similarität⁵ oder Gleichheit denkbar ist. Hier geht es um die selbstdarstellenden, analogisierenden, abbildenden, imaginativ und perzeptiv 'abschattenden' Inhalte. Eine Vorstellung, bei der sich alles auf den intuitiven Inhalt reduziert, ist 'reine Anschauung' (ein für Husserl zentraler Begriff, der im folgenden aber gerade eine weniger wichtige Rolle spielen wird). Dabei ist „[n]icht nur [...] alles, was dargestellt ist, gemeint [...], sondern es ist auch alles Gemeinte dargestellt“ (op.cit., 81).

Im Gegensatz dazu entspricht der 'signitive Gehalt' „dem Inbegriff der übrigen, zwar mitgemeinten aber nicht selbst in die Erscheinung fallenden Bestimmtheiten“ (op.cit., 80). Der Zusammenhang zwischen Materie und 'Repräsentant' ist in diesem Fall mittelbar, äußerlich und nicht notwendig. Er erfolgt über Kontiguität und ist keinesfalls auf Similarität/Analogie reduzierbar:

- (6) Die Repräsentation und Erkennung durch Analogie kann nur Bild und Sache (Analogon und Analogisiertes) zur Einheit bringen und somit als zusammengehörig erscheinen lassen, nicht aber was in der Kontiguität nicht bloß zusammengegeben ist, sondern als zusammengehörig erscheint. Selbst wo in der Realisierung von Kontiguitätsrepräsentationen sich zunächst nur Bilder einstellen, die das signitiv Repräsentierte im voraus imaginieren [...], kann die Einheit zwischen dem Kontiguitätsrepräsentanten und dem dadurch Repräsentierten nicht durch das Bildverhältnis gegeben werden (da es ja nicht zwischen diesen beiden wirksam ist), sondern nur durch das schlechthin eigenartige Verhältnis der *signitiven Repräsentation* als derjenigen durch *Kontiguität*. (op.cit., 62; Sperrung im Original; Kursivdruck P.K.)

Der von Husserl verwendete Ausdruck 'signitive Repräsentation' ist terminologisch in doppelter Hinsicht mißlich (vgl. Bernet u.a. 1989, 111-113). 'Repräsentation' (eine Terminologie, deren sich Husserl nur vorübergehend bedient) meint hier, anderes als zu erwarten, die wahrnehmungsmäßige Gegebenheit eines Dinges. Es geht ja um Prozesse, die weit vor der Intervention der Sprache oder eines anderen Symbolsystems liegen, also keinesfalls etwa um die Stellvertretung eines Dings durch ein Zeichen. Aus den gleichen Gründen läßt auch der Terminus 'signitiv' zu Mißverständnissen ein, nachdem damit, auf dieser Stufe der Überlegungen, ebensowenig die Relation Ding – Zeichen gemeint ist.⁶ Angemerkt sei jedoch schon jetzt, daß sich hier eine Perspektive andeutet, die später für das Verständnis der Semiose noch bedeutsam sein wird (s.u. 3.2).

Nichtsdestoweniger bleibt im vorliegenden Zusammenhang festzuhalten, daß jede nicht reine Anschauung notwendigerweise durch Kontiguität – und nicht durch Similarität oder Gleichheit – vermittelte Inhalte enthält (und mehr meint der Terminus 'signitiv' dabei nicht). Wir haben es also durchaus mit einer Explikation des Begriffes der Kontiguität zu tun. Allerdings darf man dabei nicht aus den Augen verlieren, daß Gemeintes und Mitgemeintes eine wesensmäßige Einheit bilden:

- (7) Eigentliche und uneigentliche Erscheinung sind aber nichts Getrenntes, sondern einig in der Erscheinung im weiteren Sinn. [...] Eine Seite ist [...] nur eine Seite des vollen Gegenstandes. Sie ist nichts für sich, als ein Fürsichsein nicht denkbar. Diese Evidenz besagt: Die eigentliche Erscheinung ist nichts Abtrennbares. Sie fordert durch ihr Wesen eine Ergänzung durch ein Plus von Auffassungskomponenten, wobei die Rede vom Plus natürlich *cum grano salis* zu nehmen ist, da ja eben von einer Summe keine Rede sein kann. (Husserl 1973b, 50f.)

⁵ Husserl spricht stets nur von 'Ähnlichkeit'. Zur Vereinheitlichung der Terminologie ersetze ich dies jedoch selbst bei der Wiedergabe seiner Gedanken grundsätzlich durch 'Similarität'.

⁶ Husserl selbst betont: „[...] unzählige signitive Intentionen entbehren jeder, sei es festen, sei es vorübergehenden Beziehung zu Ausdrücken“ (1968, II/2, 62). Dies impliziert allerdings auch, daß die signitiven Intentionen durchaus für die Zeichenproblematik relevant werden können (s.u. 3.2).

Die oben eingeführte Unterscheidung zwischen signitiven und intuitiven Gehalten (und Akten) korrespondiert auch mit einer Abstufung von Vollkommenheitsgraden der Gegenständlichkeit, die unter anderem mit dem Begriff der 'Fülle' erfaßt wird. Der untersten Stufe entsprechen dabei die signitiven Akte, die Kontiguitäten ins Spiel bringen, aber überhaupt keine Fülle besitzen (und insofern 'leer' sind); die intuitiven Akte erbringen dann unterschiedliche Grade der Fülle, unterschiedliche Grade der – auf Similarität basierenden – 'Abschattung' (vgl. Husserl 1968 II/2, 75-84, 116f.).

2.2 Passive Genesis bei Husserl

Die Überlegungen zu den Abstufungen in der Dingerfahrung konkretisieren sich in einer späteren Phase von Husserls Denken (v.a. ab 1917), in der er den Übergang von der statischen zur genetischen Betrachtungsweise vollzieht (womit auch die in 2.1 angeschnittenen Probleme zurücktreten). Es geht nunmehr um die 'Genesis' universaler Prinzipien der Konstitution von Gegenständlichkeiten. Husserl unterscheidet zwischen der 'aktiven' und der 'passiven' Genesis. Zu ersterer gehören die Leistungen der praktischen Vernunft, wie ideale und logische Gegenstände oder Kulturerzeugnisse. Selbst die unterste Stufe der aktiven Genesis, die Individualurteile, ruht auf vorprädikativer, vorgegenständlicher Erfahrung auf, die der vorgängigen Sphäre der passiven Synthesen entspricht (vgl. Bernet u.a. 1989, 185-187):

- (8) Was uns im Leben sozusagen fertig entgegentritt als daseiendes bloßes Ding [...], das ist in der Ursprünglichkeit des *es selbst* in der Synthesis passiver Erfahrung gegeben. (Husserl 1973a, 112; Kursivdruck im Original)

Es handelt sich hier um eine als transzendental zu begreifende Schicht von Bewußtseinsgegebenheiten, die sich beim Ich als weltbezogenem Subjekt einstellen, noch bevor es sich intentional auf etwas richtet (vgl. Holenstein 1972, 31, 224f.).

Schon in einer früheren Phase seines Denkens – das wurde auch bereits in 2.1 deutlich – schimmert Husserls Interesse für das Problem der Assoziation durch, welche „neue phänomenologische Charaktere und Einheiten [schafft], die eben nicht in den erlebten Inhalten selbst [...] ihren notwendigen Gesetzesgrund haben“; die „kontinuierliche Leistung der assoziativen Funktion“ besteht darin „[a]us bloß Zusammenseiendem Zusammengehöriges zu gestalten – oder um es genauer anzudeuten: aus ihnen zusammengehörig erscheinende intentionale Einheiten zu gestalten“ (Husserl 1968, II/1, 30). In der Theorie von der passiven Genesis rückt der Begriff der 'Assoziation' nun sogar ganz in den Mittelpunkt (vgl. auch Bernet u.a. 1989, 187):

- (9) Das universale Prinzip der passiven Genesis für die Konstitution aller im aktiven Bilden letztlich vorgegebenen Gegenständlichkeiten trägt den Titel der Assoziation. [...] *Assoziation ist ein transzendental-phänomenologischer Grundbegriff* [...]. Der alte Begriff der Assoziation und der von Assoziationsgesetzen [...] ist nur eine naturalistische Verzerrung der entsprechenden echten intentionalen Begriffe. Durch die Phänomenologie, die sehr spät Zugänge zur Erforschung der Assoziation gefunden hat, erhält dieser Begriff ein völlig neues Gesicht [...] Phänomenologisch evident, aber für den Traditionsbefangenen befremdlich ist, daß Assoziation nicht ein bloßer Titel für eine empirische Gesetzmäßigkeit der Komplexion von Daten einer Seele ist [...], sondern ein, und zudem höchst umfassender, Titel für eine intentionale Wesensgesetzmäßigkeit der Konstitution des reinen ego, ein Reich des *eingeborenen* Apriori, ohne das also ein ego als solches undenkbar ist. (Husserl 1973a, 113f.; Sperrung und Kursivdruck im Original)

Indem Husserl die Assoziation zum universalen, apriorischen Prinzip der passiven Genesis erhebt, unternimmt er es, den traditionellen, physiologisch-naturalistischen oder psychologisch-naturalistischen Assoziationsbegriff gleichsam vom Kopf auf die Füße zu stellen. Es ist Elmar Holensteins Verdienst, dies weiter ausbuchstabiert zu haben. Assoziation, so stellt er klar, sei eine transzendente, intentionale und motivationale (passive) Synthesis (vgl. Holenstein 1972, 19-22): sei sie transzendental als Bedingung der Mög-

lichkeit der konstitutiven Leistungen des Bewußtseins in aufeinander aufbauenden Stufen. Sie sei intentional, erstens insofern sie Verweisungscharakter besitze, also Ausstrahlung von einem 'Kern' auf andere – kontige oder similäre – Gegebenheiten impliziere, und zweitens insofern sie Tendenzcharakter besitze, also auf eine fortschreitende Näherbestimmung des Gegenstandes abziele. Sie sei schließlich motivational, insofern sie gerade nicht einer objektiven Kausalität unterliege.

2.3 Horizont und Frame

In diesem Rahmen wird also nach Holenstein (op.cit., 41-43) eine originelle Umdeutung der – bereits oben in Abschnitt 1 angesprochenen – traditionellen Assoziationsrelationen möglich, freilich mit unterschiedlicher Akzentuierung in unterschiedlichen Phasen von Husserls Denken. So kommt der für Husserl zunehmend wichtigen Similaritätsrelation besondere Bedeutung bei der Wiedererinnerung zu. Hier dominiert die Tendenz zur Dekkung und Verschmelzung – einerseits mit der Gleichheit als Grenzfall, andererseits mit dem Kontrast als hemmendem Moment. Die Kontiguität, die in früheren Texten eindeutig präponderant ist (vgl. 6), tritt später zurück. Sie läßt sich jedoch ausgezeichnet im Lichte von Husserls 'Horizont'-Begriff interpretieren, der eigentlich unabhängig davon entwickelt wurde (vgl. 1950/52, I, 58-60, 100). Bei Husserl selbst geschieht dies eher am Rande und indirekt (man muß sich im Blick auf das folgende Zitat vergegenwärtigen, daß, wie in 2.1 angedeutet, die kontiguitätsbasierten 'signitiven Akte' von Husserl als 'leer' qualifiziert werden):

- (10) Wir haben [...] auf den ganzen Umkreis von *Leervorstellung* hingewiesen, die mit den Pro-tentionen, den Erwartungsvorstellungen Wesensgemeinschaft haben. Dahin gehören alle zur Weckung gekommenen *Horizont*-Intentionen im konkreten Zusammenhang irgendwelcher Anschauungen; so wenn uns gelegentlich irgendwelche Stücke der unwahrgenommenen dinglichen Umwelt in besonderen *Leervorstellungen* bewußt werden als mitgegenwärtig. An allen derartigen Vorstellungen bemerken wir das eigene, daß sie mit anderen Vorstellungen in einem synthetischen Zusammenhang besonderer Art stehen; in einem synthetischen Zusammenhang, der ganz und gar außerhalb der Gattung der identifizierenden oder Deckungssynthesen steht. [...] Die Verbindung [einer] Wahrnehmungsvorstellung mit der *Leervorstellung* ist eine „synthetische“, das sagt, eine *Bewußtseinseinheit* ist hergestellt, die eine neue konstitutive Leistung vollzieht [...]. (Husserl 1966, 75f.; Kursivdruck P.K.)

Wir dürfen dies durchaus als Neufundierung des Begriffs der Kontiguität im Rahmen der passiven Genesis verbuchen:

- (11) Die traditionelle Kontiguitätsassoziation erweist sich als nichts anderes als eine naturalistische Verzerrung dessen, was Husserl hauptsächlich im Zusammenhang der Phänomenologie der Dingwahrnehmung als Horizontphänomen herausstellte. Eine Wahrnehmungsgegebenheit tritt nicht nur äußerlich zusammen mit anderen Daten auf, sondern verweist auch intentional auf sie als auf etwas mit ih[r] bewusstseinsmässig Zusammengehöriges. Treten in einer wiederholten Wahrnehmung Teile einer solchen zusammengehörig erschienenen Gruppe isoliert auf, so fehlen ihnen die restlichen auf eine merkbare Weise. (Holenstein 1972, 42)

Kontiguitäten wären dann die Anschlußflächen zwischen einem 'thematischen Kern' und seinem 'Hof'. Dabei kann man nun den Begriff der 'Kontiguität' so weit fassen, daß er nicht nur die im traditionellen Sinne 'assoziativen', äußerlichen Verweisungen auf räumlich und zeitlich Angrenzendes umfaßt, sondern auch innere Zusammenhänge wie denjenigen mit der Rückseite eines Dings, die kausale Abhängigkeit u.a.m.

Es bietet sich hier an, eine Querverbindung zu dem in der Kognitiven Linguistik geläufigen Begriff des 'Frame' herzustellen⁷, oder besser gesagt: diesen phänomenologisch

⁷ Vgl. zu 'Frame' und zu verwandten Begriffen wie 'Script', 'Szene' und 'Szenario' etwa Minsky 1975; Fillmore 1975; 1985; Schank/Abelson 1977; Tannen 1979; Barsalou 1992; Taylor

zu reinterpretieren. Der Terminus 'Frame', der ursprünglich aus der Künstlichen Intelligenz stammt, wo er eine Datenstruktur zur Wiedergabe einer stereotypisierten Situation bezeichnet, wird schon in der Kognitiven Semantik seines technizistischen Habitus' entkleidet und steht nun für eine „coherent schematization [...] of experience“ zur Bewältigung von Alltagssituationen (Fillmore 1985, 223). Aber die Unabgeschlossenheit und Intentionalität, die ein kognitiver 'Frame'-Begriff voraussetzt, läßt sich m.E. nur phänomenologisch rekonstruieren, indem man auf den oben erläuterten Begriff der Kontiguität als Horizontphänomen zurückgreift. Insofern ein Frame den Hof um einen thematischen Kern herum darstellt, bestehen zwischen seinen Elementen – sowie zwischen dem Frame als Ganzem und jedem seiner Elemente – Kontiguitäten im oben erläuterten Sinne (vgl. Koch 1995, 29; 1999a, 146-149; 2005, 168; Blank 1997a, 89; Walterreit 1998, 16-26).

2.4 Assoziation und Gestalt

Bekanntlich ist die Kognitive Linguistik in starkem Maße von gestaltpsychologischen Grundgedanken geprägt (vgl. etwa Lakoff 1977; Langacker 1987/90; Liebert 1992, 14-28; Ungerer/Schmid 1996, 33-41, 156ff.; Croft/Cruse 2004, 63-69). Insofern würde es sich anbieten, hinsichtlich der Assoziationsprinzipien *qua* 'kognitiver' Prinzipien eine Brücke nicht nur zur Phänomenologie, sondern auch zur Gestaltpsychologie zu schlagen.⁸ Interesse verdient in diesem Zusammenhang zweifellos der für die Kognitive Linguistik wichtige Begriff des *construal*, der auf die Perspektivierung von Erfahrungsdaten abzielt (vgl. Langacker 1987; Croft/Cruse 2004, 19, 40-73).

Erschwert wird der Brückenschlag von Husserls Phänomenologie zur Gestaltpsychologie zweifellos durch das traditionelle Mißtrauen zwischen beiden Ansätzen, die sich zwar beide als Abkehr von mechanistischen und sensualistischen Relikten verstanden, sich aber gegenseitig vorwarfen, dies nicht radikal genug umgesetzt zu haben. Wie Holenstein (1972, 275-319) verdeutlicht, scheint es jedoch nicht nur möglich, sondern sogar vorteilhaft, hier gegenseitige Mißverständnisse auszuräumen und Husserls genetisches Konzept mit der Gestalthaftigkeit der Wahrnehmung zu verbinden (die eine schlichte Konstanz der Wahrnehmungsreize in Frage stellt). Dabei zeigt sich, daß die Assoziationsprinzipien, die programmatisch den Gestaltgesetzen nachgeordnet werden, durch die Hintertür doch wieder, wenn auch feldtheoretisch reinterpretiert, Eingang in die Gestalttheorie fanden: Neben dem besonders wichtigen Gesetz der guten Gestalt (Prägnanz)⁹ und etwa den Gesetzen der Geschlossenheit, des Aufgehens ohne Rest und der durchgehenden Kurve muß auch ein Gesetz der Nähe (*de facto* also der Kontiguität) und eines der Gleichartigkeit (*de facto* also der Similarität und – antagonistisch dazu – des Kontrastes) postuliert werden. Die 'Wertheimerschen Figuren' und andere inzwischen klassische Zeichnungen aus der Gestaltpsychologie offenbaren dies in eindrücklicher Weise.¹⁰

1995, 87-92; Ungerer/Schmid 1996, 205-217; Blank 1997a, 85-89; Croft/Cruse 2004, 7-14. Ebenfalls in der Kognitiven Linguistik gängige Begriffe wie 'Domäne' oder ICM = *idealized cognitive model* verwende ich hier bewußt nicht, da sie so unspezifisch sind, daß sie keineswegs nur kontiguitätsbasierte Verbände umfassen; vgl. Koch 1996a, 234 Anm. 28; 1999a, 152f.

⁸ Vgl. zu den wichtigsten Grundgedanken der Gestaltpsychologie Wertheimer 1922/23; Köhler 1947; Metzger 1986; Fitzek/Salber 1996, 1-60. Zur gestaltpsychologischen Überwindung eines mechanistischen Assoziationismus Amin 1973, 97-155.

⁹ Bekanntlich spielt das Kriterium der Prägnanz (engl. *saliency*) – bezogen nun nicht mehr nur auf Wahrnehmungsdaten, sondern auch auf konzeptuelle Inhalte – in der Kognitiven Linguistik ebenfalls eine herausragende Rolle.

¹⁰ Vgl. Wertheimer 1923, 309; Holenstein 1972, 307; Amin 1973, 97-202; Raible 1981, 4-6; Blank 1997a, 135-137; 2001, 38-42; s. auch Beispiele in Fitzek/Salber 1996, 41.

An der transzendentalen Funktion der Assoziationsprinzipien, selbst für ein gestaltbezogenes Verständnis der Wahrnehmung, ist also nicht zu rütteln: nur sie ermöglichen den jeweiligen „Realitätsüberschuß“ (Husserl 1950/52, II, 176), die „Mehrmeinung“ (Husserl 1973a, 84), die „Überdeterminierung“ (Holenstein 1972, 348; vgl. 317f.).¹¹

Eine wichtige Rolle in der Gestalttheorie spielt die sogenannte Figur-Hintergrund-Struktur (vgl. Rubin 1921, 3-101).¹² Zunächst einmal kann man diese Struktur auf einen Similarität-Kontrast-Effekt zurückführen. Nur in gewisser Hinsicht Similares kann eine gute Gestalt im Kontrast zu einem Hintergrund bilden. Dies gehört „zum erscheinenden Gegenstand selbst als ein Moment seines Erscheinens“ (Holenstein 1972, 287; vgl. 286, 300, 304), also zum DASS der Gegenstandswahrnehmung. Zum WIE der Gegenstandswahrnehmung gehört dann allerdings, daß eine Gestalt stets auch – über Kontiguität – auf einen Hintergrund als Horizont bezogen ist. Nur so wird das verständlich, was wir als 'Figur-Grund-Effekt' oder 'Vexiereffekt' bezeichnen können, wie es das folgende Beispiel veranschaulicht:¹³

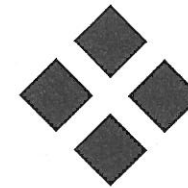


Abb. 1: Figur-Grund-Effekt

Je nach Betrachtungsweise können wir als Figur in dem Gebilde in Abb. 1 entweder ein weißes Kreuz sehen (wobei der Rest des Gebildes aber nicht verschwindet, sondern diffuser (schwarzer) Hintergrund bleibt) oder eine Gruppe von vier schwarzen Quadraten (wobei der Rest des Gebildes wiederum nicht verschwindet, sondern diffuser (weißer) Hintergrund bleibt). Nur auf Grund der Kontiguitätsrelation zwischen beiden ist das jeweils eine dem jeweils anderen mitgegenwärtig, und dieses 'Mitmeinen' des jeweils anderen macht den 'Schwenk' in der Wahrnehmung möglich.

Über solche visuellen Veranschaulichungen hinaus können wir uns – auf einer abstrakteren Ebene – Figur-Grund-Effekte innerhalb von Frames im Sinne von 2.3 generell in dieser Weise vorstellen, nämlich als Effekte, die über Kontiguität laufen (vgl. Koch 1995, 40f.; 1999a, 151-153; 2001a, 202-204, 214-218; Blank 1997a, 243; 2001, 40f., 79f.). So ruft innerhalb eines Frame ROSE die BLÜTE die Erwartung nach dem DUFT wach, ebenso wie umgekehrt das Wahrnehmen des DUFTes unter Umständen eine BLÜTE erwarten läßt.

¹¹ Merleau-Pontys (1945) Phänomenologie geht gerade einen anderen Weg als diejenige Husserls, insofern sie assoziative Relationen als nicht apriorisch ansieht. Vgl. zur kritischen Beurteilung Holenstein 1972, 310-319.

¹² In der Kognitiven Linguistik spielt sie eine herausragende Rolle innerhalb der bereits oben angesprochenen Problematik des *construal*; vgl. Langacker 1987; Ungerer/Schmid 1996, 156-200; Talmy 2000, I, 311-344; Croft/Cruse 2004, 56-58.

¹³ Vgl. auch das berühmte schwarz-weiße Doppelkreuz in Rubin 1921, Anhang, Abb. 6 oder in Wittgenstein 1990, 388.

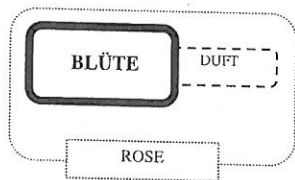


Abb. 2: BLÜTE als Figur, DUFT als Grund

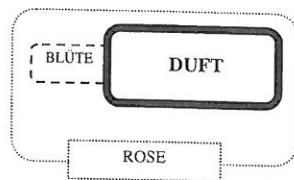


Abb. 3: DUFT als Figur, BLÜTE als Grund

Solche Prozesse sind in der Kognitiven Linguistik als 'Perspektivierung', als *highlighting* oder als *windowing of attention* beschrieben worden (vgl. Taylor 1995, 90, 107f., 125f.; Croft 1993, 348; Ungerer/Schmid 1996, 218-246; Talmy 2000, I, 257-309).¹⁴ Es will übrigens scheinen, als ob das gestaltpsychologische Mißtrauen gegenüber den Assoziationsprinzipien sich zumindest hinsichtlich der Kontiguität in der Kognitiven Linguistik fortgepflanzt hat, wo mit diesem Begriff eher marginal gearbeitet wird¹⁵ – zu Unrecht, wie wir gesehen haben.

3. Von der Appräsentation zur Semiose

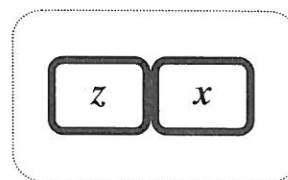
3.1 Appräsentation

Für das Verständnis der Verschmelzung des eigentlich Wahrgenommenen mit dem 'Mitgemeinten' wird bei Husserl ganz wichtig der Begriff der 'Appräsentation' (vgl. zum Folgenden auch Holenstein 1972, 153-166). Auszugehen ist bei dieser seiner terminologischen Neuerung aus dem zweiten Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts von der Situation der 'Präsentation', bei der ein oder mehrere Bewußtseinsdaten eigentlich wahrgenommen werden. Interessant ist nun der Fall, in dem zwei Bewußtseinsdaten x und z in der Einheit einer Wahrnehmung 'präsent' sind. Schon hier verweist, entsprechend der Einheit der beiden in der passiven Synthesis, das Datum x assoziativ auf das Datum z und/oder umgekehrt. Solange keine weiteren Bedingungen hinzutreten, können wir m.E. davon ausgehen, daß zwischen x und z eine Assoziation über Kontiguität besteht, was sich in Anlehnung an Abb. 2 und 3 so wie in Abb. 4 darstellen läßt. Daß sich über die Kontiguität – beim Vorliegen zusätzlicher Bedingungen – noch andersartige Assoziationen 'schieben' können¹⁶, bleibt davon unberührt, ist aber für die vorliegenden Überlegungen zunächst zweitrangig.

¹⁴ Dabei tut der Sprachbezug im Augenblick noch nichts zur Sache. Solche Perspektivierungs- bzw. *windowing-of-attention*-Prozesse können nämlich bezüglich ein und desselben sprachlichen Ausdrucks stattfinden (dann haben wir es mit Metonymie zu tun: s.u. 4.3; dies wird selbstverständlich nur in semasiologischer Perspektive sichtbar). Die betreffenden Prozesse können aber auch gerade unterschiedliche sprachliche Ausdrucksformen innerhalb einer Sprache oder auch in verschiedenen Sprachen generieren. Klassische Beispiele für letzteres sind die intralingualen Versprachlichungsmöglichkeiten von (Ver-)Kaufsvorgängen, wie sie Fillmore (1977) beschreibt, oder die interlingual unterschiedliche Versprachlichung von Bewegungsvorgängen, wie sie Talmy (2000, II, 25-67) untersucht hat; dies wird selbstverständlich nur in onomasiologischer Perspektive sichtbar).

¹⁵ Vgl. aber immerhin etwa Croft 1993, 347; Ungerer/Schmid 1996, 115f.; Feyaerts 2000, 63-65.

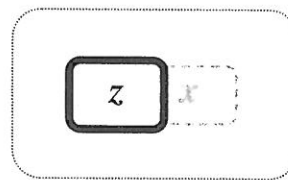
¹⁶ Eine zusätzliche Bedingung besteht z.B. darin, daß sich über die Kontiguität eine Similaritätsassoziation 'schiebt'. Hier liegt dann, sofern diesem Similaritätseindruck nichts entgegensteht, die sogenannte 'paarende Assoziation' zweier als ähnlich wahrgenommener Gegenstände vor (vgl. Husserl 1973a, 141-143; Holenstein 1972, 50).

Abb. 4: Assoziative 'Präsentation' zweier Bewußtseinsdaten x und z

Von hier aus läßt sich nun des weiteren die Situation der 'Appräsentation' herleiten, die dann vorliegt, wenn – was wir im Vorhergehenden schon verschiedentlich angetroffen haben – nur eines der beiden Daten präsent, das andere aber durch dieses nur intentional 'vergegenwärtigt' und insofern mitgegeben ist:

- (12) Appräsentation setzt als solche [...] einen Kern von Präsentation voraus. Sie ist eine durch Assoziationen mit dieser, der eigentlichen Wahrnehmung, verbundene Vergegenwärtigung, aber eine solche, die in der besonderen Funktion der Mitwahrnehmung mit ihr verschmolzen ist. Mit anderen Worten, beide sind so verschmolzen, daß sie in der Funktionsgemeinschaft *einer* Wahrnehmung stehen, die in sich zugleich präsentiert und appräsentiert, und doch für den Gesamtgegenstand das Bewußtsein seines Selbstdaseins herstellt. Noematisch ist also an dem im Modus des Selbst-da auftretenden Gegenstand einer solchen präsentierend-appräsentierenden Wahrnehmung zu unterscheiden zwischen dem von ihm eigentlich Wahrgenommenen und dem Überschuß des in ihr eigentlich nicht Wahrgenommenen, und eben doch Mitdaseinsenden. (Husserl 1973a, 150f.)

In Fortführung von Abb. 4 können wir dies so wie in Abb. 5 darstellen, wobei das Datum z präsent sei (daher schwarz), während das Datum x nur 'vergegenwärtigt' sei (daher grau).

Abb. 5: 'Appräsentation' eines Bewußtseinsdatums x durch ein Bewußtseinsdatum z

Auch hier haben wir es wieder mit dem bereits in 2.3 angesprochenen Phänomen des Horizonts zu tun:

- (13) [...] each appresentation carries along its particular appresented horizons, which refer to further fulfilling and confirming experiences. (Schütz 1962, 296)

Wie schon zuvor können wir wieder davon ausgehen, daß, solange keine weiteren Bedingungen hinzutreten, zwischen den Daten x und z eine Assoziation über Kontiguität besteht, wie man auch an den gängigen Beispielen sieht, die hierfür angeführt werden: die Vorderseite eines Hauses (z) und seine Rückseite oder sein Inneres (x); das Haus (z) und der zu ihm führende Weg (x); das Haus (z) und die Anhöhe, auf der es steht (x), usw. Unbenommen, aber für unseren Zusammenhang zweitrangig, bleibt auch hier wieder die Möglichkeit sich zusätzlich überschiebender andersartiger Assoziationen.

Charakteristisch für die Appräsentation scheint mir nun, daß das präse Datum (z) – entsprechend den Überlegungen in 2.4 – die Figur der Wahrnehmung darstellt (daher in Abb. 5 fett umrandet), während das appräsentierte Datum (x) als Grund erscheint (daher gestrichelt umrandet). Dies wird in 3.2 noch wichtig werden.

Husserls Überlegungen zur Appräsentation gehören in zwei klar zu unterscheidende Bereiche: einerseits in denjenigen der Fremderfahrung, andererseits in denjenigen der Dingerfahrung. Hinsichtlich des Themas 'Sprache', dem wir uns nun in Abschnitt 3.2 allmählich zuwenden wollen, kann man die Problematik der Fremderfahrung dem Bereich der Alterität zuweisen. Diesem – sprachtheoretisch hochrelevanten – Aspekt können wir im folgenden nicht genauer nachgehen.¹⁷ Es soll hingegen die Problematik der Dingerfahrung weiter verfolgt werden, die uns, ins Sprachliche hinein verlängert, notwendigerweise in den Bereich der Semantizität der Sprache führt.¹⁸

3.2 Zeichenkonstitution

Wir haben bereits in 2.1 gesehen, daß in Husserls ursprünglicher Terminologie die 'signitiven' Intentionen, die über Kontiguität laufen, eine wichtige Rolle spielen. Dabei ist, wie wir klarstellen mußten, großenteils an Prozesse zu denken, die unterhalb der Ebene der Intervention sprachlicher Zeichen liegen. Ganz zufällig ist der Anklang an lat. *signum* hier freilich nicht, denn Husserls ursprüngliche Überlegungen zu den 'signitiven' Intentionen führten schrittweise weg von der Problematik der „Bedeutungen von Ausdrücken“ (1968, II/2, 53) zu Intentionen, die, „von allen Ausdrücken losgelöst, auftreten“ (60; vgl. auch oben Anm. 6). Dank dem später entwickelten Begriff der 'Appräsentation' (3.1) wird es nun möglich, das Pferd vom Kopf statt vom Schwanz her aufzuzäumen: Die in Abb. 5 dargestellte Appräsentation eines Bewußtseinsdatums x durch ein Bewußtseinsdatum z bringt eine – sprachunabhängige – Relation zwischen z und x ins Spiel (die wir, von der Grundkonstellation her, als Kontiguität identifiziert hatten). Nachdem schon Alfred Schütz „all significative relations“ als „special cases of [...] appresentation“ (1962, 296) erkannt hatte, präzisiert Thomas Luckmann diesen Gedanken in bestechender Weise:

- (14) Das [sc. die Appräsentation] ist aber genau jene Grundstruktur des Bewußtseins, die bei der sogenannten Zeichenfähigkeit des Menschen vorausgesetzt werden muß [...] Ein Zeichen, was immer es sonst noch sein mag, ist auf jeden Fall eine Verweisung von einem präsenten Bewußtseinsdatum – und hier soll schon präzisiert werden: einem Wahrnehmungsdatum – auf ein nicht präsenten Datum. (Luckmann 1980, 32; vgl. auch Schütz/Luckmann 1979/84, 178-182)

Wir können dies in Fortführung von Abb. 4 und 5 so wie in Abb. 6 veranschaulichen, wobei, wie von Luckmann bereits betont, das Datum z nicht nur ein Bewußtseins-, sondern sogar ein Wahrnehmungsdatum ist. So wie im Falle der Appräsentation (Abb. 5) ist auch hier das Datum z präsent (daher schwarz), während das Datum x nur 'vergegenwärtigt' ist (daher grau). Die einschneidende Veränderung besteht jedoch darin, daß als Fi-

gur nicht mehr das präse Datum z erscheint, sondern das ursprünglich appräsentierte Datum x (daher fett umrandet), während z , obwohl präsent, nunmehr als Grund erscheint (daher gestrichelt umrandet):

- (15) [Das] präse [...] Datum „weckt“ das nicht-präse; das *nicht-präse* Datum wird thematisiert. (Luckmann 1980, 34; Kursivdruck im Original)

Damit wird z vom bloßen Wahrnehmungsdatum zum Zeichen (Z) für x :

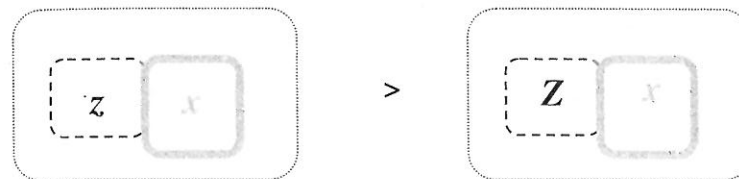


Abb. 6: Bezeichnung eines Bewußtseinsdatums x durch ein Wahrnehmungsdatum z (= Zeichen = Z); Ergebnis ist eine *token*-Zeichen-Konstellation (s.u. 3.3.)

So beruht die Konstitution von Zeichen also auf einem Figur-Grund-Effekt im Verhältnis zu einer in der Appräsentation gegebenen Kontiguität zwischen zwei Bewußtseinsdaten z und x , wobei z ein Wahrnehmungsdatum ist. Es ist in der Tat typisch für die Zeichensituation, daß die Aufmerksamkeit des verstehenden Subjekts gleichsam durch die Wahrnehmung eines präsenten Datums Z 'hindurch' auf ein nicht präsenten Bewußtseinsdatum x gerichtet ist. Wir können dann sagen, daß x durch Z 'bezeichnet' wird. Grundlegend hierfür ist die Kontiguität von z und x .¹⁹ Der Dreischritt zur Ableitung der Semiose sei hier noch einmal in tabellarischer Form dargestellt:

		Bewußtseinsdatum z	Bewußtseinsdatum x
1.	z und x assoziativ präsent	präsent	präsent
2.	z appräsentiert x	präsent + Figur	appräsentiert + Grund
3.	$z > Z = \text{Zeichen für } x$	präsent + Grund	appräsentiert + Figur

Tab. 1: Von der assoziativen Präsentation zur Konstitution eines Zeichens (das DASS der Semiose)

¹⁹ Es sei offen bekannt, daß ich hier in einem wichtigen Punkt von Schütz (1962, 296) und Luckmann (1980, 32, 34) abweiche: Beide setzen die erste Stufe der hier vorgeführten Ableitung (entsprechend unserer Abb. 4 und der Stufe 1 in Tab. 1) mit der 'paaren Assoziation' gleich (und Luckmann spricht auch bei der zweiten Stufe – entsprechend unserer Abb. 5 und der Stufe 2 in Tab. 1 – von 'appräsentativer Paarung'). Wie bereits in Anm. 16 verdeutlicht, kann sich über die assoziative Präsentation (mit Kontiguität $z-x$) eine Similaritätsassoziation $z-x$ 'schieben'. Nur dann liegt im Sinne Husserls eine 'Paarung' vor. So wichtig dieser Sonderfall für den Bereich der Fremderfahrung ist (s. Anm. 17), so wenig kommt er für den Bereich der Dingerfahrung und der Zeichenkonstitution in Betracht. Zeichen (Z) und Bezeichnetes (x) sind ja in ihrem gegenseitigen Verhältnis gerade *nicht* durch eine Similaritätsrelation bestimmbar. Unberührt davon bleibt selbstverständlich die Möglichkeit, daß sich über die Kontiguität $Z-x$ in der höheren Konstitutionsschicht der Zeichenqualität eine Similaritätsassoziation legt (s.u. 4.2).

¹⁷ Für Husserl selbst hat der Aspekt der Fremderfahrung gerade höchste Priorität (vgl. Spiegelberg 1982, 140f.; Bernet u.a. 1989, 151-153), und dies wird auch von Schütz in seiner Symboltheorie weitergeführt (vgl. Schütz 1962, 207-356; Soeffner 1991; Dreher 1999). Viele wichtige Stellen im Werk Husserls zur Explikation des Begriffes 'Appräsentation' (z.B. auch unser Zitat (12)) gehören in den Kontext des Aspekts der Fremderfahrung. Insofern hier aber, trotz wichtiger Unterschiede (vgl. Holenstein 1972, 162-164), grundlegende Gemeinsamkeiten mit dem Aspekt der Dingerfahrung bestehen, sind sie auch für unseren Zusammenhang heranzuziehen. Zweifellos erklärt sich Husserls Insistieren auf der für uns weniger wichtigen Konstellation der Paarung (s. auch Anm. 16 und 19) aus der Wichtigkeit der Similarität bei der Fremderfahrung (*alter ego*).

¹⁸ Vgl. zu den sprachtheoretisch fundamentalen Universalien der Alterität und der Semantizität: Coseriu 1975, 154f., Anm. 15; Oesterreicher 1979, 234-236, 241-246, 251-253; 1988, 362-365.

3.3 Zeichen und Designat

Wir müssen nun die Natur der Größe x in Abb. 6 präzisieren, also die Natur dessen, was durch ein Zeichen Z bezeichnet wird. Husserl (vgl. zum Folgenden 1970, 340-357) unterscheidet zwischen 'eigentlichen' und 'uneigentlichen Vorstellungen', welche letztere durch die Vermittlung von Zeichen gegeben sind. Ein Zeichen Z , das nicht – wie es bei einem Eigennamen der Fall ist – direkt einen Gegenstand x (als Bewußtseinsdatum) benennt, ist nach Husserl ein 'indirektes Zeichen'. Hier 'schiebt' sich, wie wir insbesondere bei Gattungsnamen beobachten können, zwischen Z und x noch mindestens ein weiteres Bewußtseinsdatum – nennen wir es y –, das zwischen Z und dem bezeichneten x vermittelt.²⁰ Linguistisch können wir die Größen Z , y und x jeweils als 'Zeichen(ausdruck)', als konzeptuelles 'Designat' und als konkrete Referenten-Vorstellung interpretieren.²¹

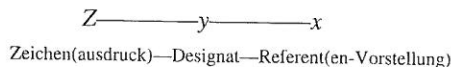


Abb. 7: Semiotische Konzeption mit drei Instanzen

Das Designat (hier: y) ist nach Husserl eine uneigentliche Vorstellung, insofern es nur über ein Zeichen, genauer: einen Zeichenausdruck (hier: Z) gegeben ist.²² Im Hinblick auf die Referenten-Vorstellungen (hier: x) bilden Designate y inhaltsärmere „Surrogatvorstellungen“ (1970, 351), die die Vermittlung zwischen Z und x nur über die charakteristischen Merkmale von x leisten (wobei die dem Referenten entsprechende 'eigentliche' Vorstellung x gar nicht unbedingt 'einlösbar' sein muß). Raible (1983, 2) sieht Designate als „Modelle“ an, die die tatsächliche Komplexität von Referenten(-Vorstellungen) reduzieren helfen (vgl. auch Hilty 1983, 32).

In einem weiteren Schritt integriert Raible (op.cit., 3-6) in seine semiotische Konzeption zusätzlich die fundamentale Einsicht Saussures, daß sprachliche Zeichen nicht nur Ausdrücke sind, sondern auch eine einzelsprachlich-innersprachliche Inhaltsseite umfassen (vgl. Saussure 1916, 97-100, 155-162). Das Signifikat (hier: y'), das sich damit wiederum zwischen den Zeichenausdruck (hier: Z) und das Designat (hier: y) schiebt, stellt nach Raible seinerseits eine modellartige Reduktion des Designats (y) dar, das ja bereits als Modell der Referenten-Vorstellung (x) bestimmt worden war (Abb. 8). Zeichenausdruck (Z) und Signifikat (y') bilden dabei zusammen das sprachliche 'Zeichen' im Saussureschen Sinne. Während das Signifikat y' genau nur die innerhalb der jeweiligen Einzelsprache relevanten semantischen Informationen enthält, umfaßt das Designat y die Fülle des Weltwissens über ganze Klassen von Referenten.²³

²⁰ Zwischen Z und x kann sich auch eine ganze Kaskade des Typs y_1, y_2, \dots, y_n schieben. Wir verfolgen hier nur den aus linguistisch-semiotischer Sicht wichtigsten Fall einer einfachen Relation $Z-y-x$ (bzw. dann weiter unten in Abb. 8: $Z-y'-y-x$).

²¹ In der Position des 'Referenten' (x) steht dabei eine Referenten-Vorstellung, denn nach Husserl ist der Referenzgegenstand stets nur als intentionaler Gegenstand zu denken, über dessen wirkliche Existenz damit nichts ausgesagt ist (vgl. Husserl 1968, II/1, 370-375, 424f.; Bernet u.a. 1989, 162ff.).

²² Wir sehen hier von Husserls – linguistisch irritierender – Terminologie ab, nach der nicht nur das 'äußerliche Zeichen' Z , sondern auch die uneigentliche Vorstellung y als 'Zeichen' gefaßt wird (ein begriffliches Merkmal fungiert nach Husserl als 'begriffliches Zeichen', das x bezeichnet; vgl. 1970, 340-342).

²³ Vgl. insgesamt zur semiotischen Konzeption Raibles und zu ihrer Weiterführung Koch 1996b, 113-120; Blank 1997a, 89-102; 2001, 7-10, 129-140. Zur Illustration des Unterschieds zwischen dem einzelsprachlichen Signifikat und dem Designat: Koch 2003, 85-90. Im Rahmen seines fünfeckigen Zeichenmodells tritt bei Raible auf der Ausdrucksseite noch die konkrete Lau-

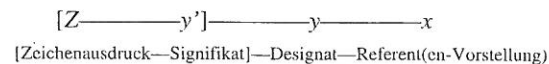


Abb. 8: Semiotische Konzeption mit vier Instanzen

Die in Abb. 6 dargestellte Zeichen-Situation war zunächst auf die Relation $Z-x$ (also Zeichenausdruck—Referenten-Vorstellung) bezogen, die in Abb. 7 und 8 enthalten ist. Insofern der Referent x jedoch immer nur Zielpunkt der aktuellen Verwendung von Z ist, entspricht Abb. 6 einer Konstellation, in der es um das Zeichen als *token* geht (*token-Zeichen-Konstellation*). Nehmen wir nun statt des Referenten das Designat (als virtuelle Größe) in den Blick, so können wir aus Abb. 7 und 8 eine analoge – gleichermaßen aus einer Appräsentation ableitbare – *type-Zeichen-Konstellation* $Z-y$ herausdestillieren, bei der der Zeichenausdruck Z , obwohl präsent, als Grund erscheint und das dazu kontigente, appräsentierte Datum y (Designat) als Figur.²⁴

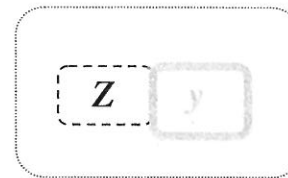


Abb. 9: *type-Zeichen-Konstellation*: Bezeichnung eines Bewußtseinsdatums y (Designat) durch ein Wahrnehmungsdatum Z (= Zeichenausdruck)

Wenn nun im folgenden Abschnitt 4 unterschiedliche Konstitutionsschichten von Zeichen und von Sprache unter dem Aspekt der Leistung der in Abschnitt 2 phänomenologisch begründeten Assoziationsrelationen durchmustert werden, so können wir vorab

tung hinzu, die mit dem Referenten die Eigenschaft gemeinsam hat, daß sie zur Ebene des aktuellen Zeichengebrauchs gehört. In unserem Zusammenhang können wir diese Instanz außer Acht lassen.

²⁴ Es sei hier vermerkt, daß der Schritt von der Einzelreferenten-Vorstellung x zum Designats-Konzept y wiederum die Assoziationsrelation der Similarität ins Spiel bringt. So ergibt sich nach einem bestimmten Verständnis der Prototypensemantik die Zugehörigkeit eines Referenten zu einer (Designats-)Kategorie aus seiner – mehr oder weniger großen – Similarität zum Prototypen und damit natürlich auch zu anderen Mitgliedern der betreffenden Kategorie (vgl. etwa Rosch 1973; Kleiber 1990, 54-56; Taylor 1995, 38-40, 59-63; Ungerer/Schmid 1996, 24-27, 40f.; Blank 2001, 46-48; Croft/Cruse 2004, 82). Die Similaritätsbeziehungen zwischen den Kategorienmitgliedern sind dabei nicht als fixe, notwendige und hinreichende Bedingungen zu verstehen, sondern (1) als dynamische, prägnanzabhängige Relationen (vgl. Tversky 1977; s. auch Anm. 32) und (2) als Familienähnlichkeiten im Sinne Wittgensteins (1990, 138f.). Man beachte, daß es im vorliegenden Kontext ausschließlich um die Beziehung zwischen Einzelreferenten-Vorstellungen x_1, x_2, x_3 usw. und einem Designats-Konzept y_n (wie z.B. TAUBE) geht, und nicht – das wird in der Prototypentheorie nicht immer sauber unterschieden – um die Beziehung zwischen Designats-Konzepten y_1, y_2, y_3 usw. einer niedrigeren taxonomischen Hierarchiestufe (z.B. SPATZ, TAUBE, PINGUIN) und einem Designats-Konzept y_n einer höheren taxonomischen Hierarchiestufe (z.B. VOGEL); vgl. Koch 1996a, 224f.; 1996b, 123-126. Zu taxonomischen Beziehungen zwischen Designats-Konzepten innerhalb der Zeichenmetamorphose und -polyvalenz s.u. 4.3 und 4.4.

feststellen, daß es dabei vorrangig um unser Weltwissen über Klassen von Referenten, also um das Designat y sowie gegebenenfalls um seine Relation zum Zeichenausdruck Z geht. Lediglich an bestimmten Punkten kommen der Referent (4.2: Tab. 2, deiktischer Index) oder das Signifikat y' (4.4) zusätzlich in Betracht.

4. Zeichen: Konstitution, Qualität, Metamorphose und Polyvalenz

Wir können nun die in Abschnitt 2 und 3 gewonnenen Grundlagen bezüglich Dingerfahrung, Assoziation, Appräsentation und Zeichen überführen in eine Reflexion über bestimmte Konstitutionsschichten menschlicher Sprache im Bereich der Semantizität.

4.1 Zeichenkonstitution (das DASS der Semiose)

Den ersten Schritt haben wir bereits zurückgelegt: Es geht um die Konstitution von Zeichen als solchen, also um den Befund, DASS überhaupt ein Fall von Semiose vorliegt. Der hierzu denknotwendige Figur-Grund-Effekt im Verhältnis zu einer in der Appräsentation gegebenen Kontiguität, den wir in 3.1/3.2 zunächst für Referenten-Vorstellungen beschrieben haben und der in analoger Weise für abstrakte Designate anzusetzen ist (3.3), bildet im Bereich der Semantizität die unterste Konstitutionsschicht von Sprache (s. die Situierung im Gesamtschema Abb. 26, ① am Ende dieses Textes).

4.2 Zeichenqualität (das WIE der Semiose)

In dem Augenblick, wo tatsächlich ein Zeichen vorliegt (4.1), tritt ein weiteres sprachliches (und kommunikatives) Universale auf den Plan: die Exteriorität, d.h. die Tatsache, daß sich Sprache in einer Substanz ausdrückt.²⁵ Unter dem Aspekt der Zeichenkonstitution wurde die Frage gestellt, wie etwas, das zunächst einmal nichts weiter als ein Wahrnehmungsdatum ist, die Funktion eines Zeichens übernehmen kann (3.2). Unter dem Aspekt der Zeichenqualität kann man nun umgekehrt – *ex post* – fragen, wie die Relation zwischen einem Zeichenausdruck Z und seinem Designat y im Hinblick auf die Zeichenfunktion beschaffen ist, d.h. ob es an dieser Relation etwas gibt, das diese Zeichenfunktion unterstützt oder, wie wir auch sagen können, 'motiviert'. Es geht also hier darum, WIE sich die Semiose zwischen sprachlicher Semantizität und Exteriorität vollzieht (s. die Situierung im Gesamtschema Abb. 26, ②).²⁶ Dieses Problem treibt die Sprachreflexion unter dem Motto *phýsei – thései* seit gut zweieinhalbtausend Jahren um.²⁷

Wichtig ist in diesem Zusammenhang Peirces Zeichentypologie, die sich ausgezeichnet auf die in Abschnitt 2 und 3 angestellten Überlegungen zur Assoziation und zur Zeichenkonstitution zurückbeziehen läßt (vgl. auch Raible 2006, 3-5; ferner Morris 1970, 24). Aus der Definition des 'Index' können wir die grundlegende Rolle der Relation der Kontiguität für diesen Zeichentyp ablesen:

(16) [this type of] sign signifies its object solely by virtue of being really connected with it. Of this nature are all natural signs and physical symptoms. I call such a sign an *index*, a pointing finger being the type of the class. (Peirce 1960a, 211; Kursivdruck im Original)

²⁵ Vgl. zu diesem Universale Coseriu 1975, 154f., Anm. 15; Oesterreicher 1979, 238, 248, 254; 1988, 367.

²⁶ Insofern Fakten der Semantizität und der Exteriorität von Sprache aufeinander bezogen werden, setzt Oesterreicher (1988, 361, 386-370) hier das „konnektive“ Universale der sprachlichen 'Diskursivität' an. Die damit gemeinte spezifisch sprachliche Form der Ausdrucks-Inhalts-Synchronisierung bezieht sich keineswegs nur – wie es der Terminus nahelegen könnte – auf großformatige sprachliche Einheiten, sondern auch auf atomare Zeichen, so daß die folgenden Überlegungen zur Zeichenqualität, aber auch zur Zeichenpolyvalenz (4.2, 4.4, ferner 4.5) eindeutig in den Bereich der Diskursivität fallen.

²⁷ Vgl. als Überblick und als Einblick in die unterschiedlich akzentuierten Fragestellungen in diesem Bereich Coseriu 2004.

In der Definition des 'Ikons' tritt uns eindeutig die Relation der Similarität entgegen:

(17) I call a sign which stands for something merely because it resembles it, an *icon*. (ibid.; Kursivdruck im Original)

Das 'Symbol' ist dann genau durch das Fehlen dieser beiden Relationen gekennzeichnet:

(18) A *symbol* is a representamen which fulfills its function regardless of any similarity or analogy with its object and equally regardless of any *factual* connection therewith, but solely and simply because it will be interpreted to be a representamen. (Peirce 1960b, 51; Kursivdruck im Original)

Es sind hier allerdings doch noch einige Präzisierungen vonnöten. Der Anschluß an unsere vorhergehenden phänomenologischen und semiotischen Überlegungen setzt zunächst voraus, daß wir hier 'object' (16, 18) durch 'Designat' – teilweise auch durch 'Referent' (s.u.) – ersetzen und 'really connected' (16) oder 'factual connection' (18) durch 'Einheit in der Wahrnehmung' (mit Kontiguität).

Wenn wir uns dann in einem ersten Schritt auf die in Zitat (16) angesprochenen natürlichen Zeichen, einschl. physischer Symptome, beschränken, so springt ins Auge, daß die in diesem Zitat evozierte Kontiguitätsrelation zwischen dem Zeichenausdruck (Z) und dem Designat (y) genau nur derjenigen Kontiguitätsrelation entspricht, die ohnehin bei der Zeichenkonstitution auf der Grundlage einer Appräsentation $z \rightarrow y$ (bzw. $z \rightarrow x$) anzusetzen war (3.1/3.2). Es tritt hier also gegenüber der reinen Zeichenkonstitution nichts mehr 'hinzu', und dies ist genau die Eigenschaft, die natürliche Zeichen (z.B. Rauch für Feuer) charakterisiert: es besteht in jedem Fall eine Kontiguität in der Appräsentation, unabhängig davon, ob der Figur-Grund-Effekt zum Zeichen erfolgt oder nicht. So betont auch Peirce im Rahmen seiner andersartigen Terminologie:

(19) An *index* is a representamen which fulfills the function of a representamen by virtue of a character which it could not have if its object did not exist, but which it will continue to have just the same whether it be interpreted as a representamen or not. (Peirce 1960b, 50f.; Kursivdruck im Original)

Ich möchte solche Zeichen als 'natürliche Indices' bezeichnen.²⁸ Im Bereich (nicht-sprachlicher wie sprachlicher) menschlicher Kommunikation kann es keine wirklich 'natürlichen Indices' geben (die Ergebnisse der folgenden Diskussion werden unten in Tab. 2 zusammengefaßt).

Von hier aus wird nun klar, was wir uns konstitutionstheoretisch unter einem 'Symbol' vorzustellen haben: es nutzt die im Rahmen der Zeichenkonstitution bereitgestellte Konstellation, bei der ein präzisiertes Wahrnehmungsdatum Z als Grund und ein nicht-präzisiertes Bewußtseinsdatum x bzw. y als Figur erscheint (Abb. 6 bzw. 9). Diese Konstellation wird jedoch von der Genese aus der Appräsentation (Abb. 5) 'abgekoppelt'. Die (abstrakte) Kontiguität $Z \rightarrow y$, die bewußtseinsmäßig durchaus besteht, wird beim Symbol nur noch durch eine bestimmte Kommunikationspraxis und die zugehörigen Konventionen gestützt. Solche Symbole finden wir in der menschlichen Kommunikation mit nicht-sprachlichen Mitteln (z.B. bei Sirenentönen als Pausenzeichen) und mit sprachlichen Mitteln. Schon der traditionelle *phýsei-thései*-Streit hat starke Evidenzen dafür geliefert, daß, wie dann auch Saussure (1916, 100-102) anhand seines Standardbeispiels fr. *bœuf/dt. Ochs(e)* betont, sprachliche Zeichen grundsätzlich symbolisch, also arbiträr und konventionell sind.²⁹

²⁸ Keller bezeichnet solche Zeichen als 'Symptome': „Symptome sind nur in bestimmtem Sinne Zeichen. denn sie werden nicht intentional verwendet. Sie sind einfach 'da' [...] Symptome sind nicht speziell dazu da, interpretiert zu werden“ (1995, 118).

²⁹ Saussure selbst (1916, 101) verwendet hier allerdings gerade nicht den Terminus *symbole*, der bei ihm bekanntlich dem *icon* im Sinne Peirces entspricht. – Gravierender ist die Tatsache, daß Saussure die Arbitrarität irrtümlich zwischen dem Zeichenausdruck Z (Signifikanten) und dem

Die Symbolizität von Zeichen schließt nun aber nicht aus (vgl. Keller 1995, 146-159), daß sich über die konventionelle Kontiguität $Z \rightarrow y$ weitere Assoziationen schieben, die sich damit in die Semiose 'einschreiben' (eine Möglichkeit, die wir auch auf einer niedrigeren Konstitutionsebene bereits angedeutet hatten: 3.1 und Anm. 16 und 19).

Eine erste Möglichkeit besteht darin, daß im Rahmen der prinzipiellen Symbolizität von Sprache (mit rein konventioneller Kontiguität $Z \rightarrow y$) eine Kontiguität $Z \rightarrow y$ genutzt wird, die auch unabhängig von jeglicher Kommunikation wahrnehmbar ist. So entfaltet dem Menschen bei starken Schmerzempfindungen ein Schrei, bei dem der Mund schnappend geöffnet und wieder geschlossen wird. Zwischen diesem Schrei und der Schmerzempfindung besteht keine Similarität, sondern Kontiguität. Dies ist die 'Motivation' von Schmerz-Interjektionen wie dt. *au!*, fr. *âie!* usw., deren einzelsprachliche lautliche Differenzen im Detail zugleich zeigen, daß sich die Indexikalität hier im Rahmen der Symbolizität bewegt. Man könnte von 'symbolischen Indices' sprechen. Auch in nichtsprachlicher Kommunikation kommen solche Zeichen vor, z.B. wenn jemand die Eingangstür seines Büros offenläßt, um zu signalisieren, daß Besucher eintreten können.

Es geht zu weit, wenn Taylor (2002, 49) erwägt, die zeichenkonstituierende Relation $Z \rightarrow y$ selbst bei sprachlichen Symbolen wie engl. *tree* als indexikalisch anzusehen. Hier wird – unter Vermischung unterschiedlicher Konstitutionsebenen – der Terminus 'Indexikalität' im Sinne von 'Kontiguität' verwendet: die appräsentationsbasierte Kontiguität $Z \rightarrow y$ auf der Ebene der Zeichenkonstitution (4.2) ist strikt von der ihr eventuell 'aufmontierten' Kontiguität $Z \rightarrow y$ bei symbolischen Indices auf der Ebene der Zeichenqualität zu unterscheiden, um die es uns hier gerade geht.

Sowohl bei Peirce (Zitat 16) als auch ganz besonders bei Morris³⁰ erscheinen als Prototyp der Indices zeigende Zeichen (Gesten usw.). Dies hat auch die linguistische Diskussion stark beeinflusst, in der der Terminus 'indexikalisch' häufig auf diese Perspektive und sogar noch weiter auf die sprachliche Deixis eingeschränkt wird.³¹ Hier liegt nun bei Peirce und Morris eine Unschärfe vor. Zeigende Gesten (und erst recht gar deiktische sprachliche Ausdrücke) stellen keinesfalls einfach natürliche Indices im gleichen Sinne wie etwa Rauch als Zeichen für Feuer dar (zur Unterscheidung von natürlichen Indices nenne ich sie im folgenden – so pleonastisch dies in etymologischer Hinsicht auch scheinen mag – 'deiktische Indices'). Solche deiktischen Indices funktionieren vielmehr innerhalb der grundsätzlichen Symbolizität menschlicher Kommunikation. Dabei zeigt sich allerdings zugleich eine Besonderheit: Wenn für die Symbolizität von Zeichen, wie oben ausgeführt, die rein konventionelle Kontiguität $Z \rightarrow y$ in der Kommunikationspraxis definierend ist, so stellt sich sofort die Frage, was denn bei solchen deiktischen Indices das Designat y sei. Ein substantiell definierbares konzeptuelles Designat kann es angesichts der Abhängigkeit des 'Zeigfeldes' von der Origo des Sprechers (vgl. Bühler 1934,


einzelsprachlichen Signifikat (y' ; vgl. 3.3) ansetzt. Wie Benveniste (1966) treffend zeigt, kann die Arbitrarität jedoch sinnvollerweise nur jeweils auf die Relation zwischen dem Zeichen im Sinne Saussures (bei uns $Z + y'$) und dem außersprachlichen Designat (y) bezogen werden (Benvenistes Termini *chose (signifiée)*, *objet réel* bzw. *réalité* darf man im Sinne von 'Designat' = y verstehen, da individuelle Referenten x hier irrelevant sind). Die Relativierung der Arbitrarität durch Motivationsphänomene, wie wir sie im Folgenden besprechen, betrifft dann jeweils die Relation zwischen dem Zeichenausdruck Z und dem Designat y .

³⁰ „The semantical rule for an indexical sign such as pointing is simple: the sign designates at any instant what is pointed at“ (Morris 1970, 24).

³¹ Dies zeigt sich z.B. in linguistischen Wörterbüchern, von denen hier drei herausgegriffen seien (BuBmann 2002; Glück (Hrsg.) 2005; Homburger 2000): das jeweilige Stichwort „indexikalisch“ („-er Ausdruck“/„-e Ausdrücke“/„-es Zeichen“) enthält in all diesen Werken einen direkten Verweis zu einem Artikel „Deixis“/„deiktisch“/„deiktische Ausdrücke“ (oder ggf. auf „Index“, was in Homburger 2000 aber ausschließlich im Sinne zeigender Verfahren erklärt wird).

102-148) keinesfalls sein. Es stellt sich heraus, daß das y in der Formel $Z \rightarrow y$ seinerseits durch eine Anweisung zu ersetzen ist, die den Zeichenausdruck Z über Kontiguität auf den jeweiligen Referenten x_n (als Variable) bezieht, also: $Z \rightarrow (Z \rightarrow x_n)$. Bei visuell wahrnehmbaren deiktischen Indices wie Gesten, Figuren usw. „[ruht] das Zeigen auf einer Gestalteigenschaft [auf]“, nämlich „auf der bestimmten Gestalten (Linien, Pfeilen, länglichen Objekten) inhärenten Tendenz, den Blick über sich hinaus zu lenken“ (Holenstein 1980, 25). Die Kontiguität $Z \rightarrow x$ ist hier also in einem ganz konkreten Sinne gestalthaft und oftmals 'symphysisch' (Bühler 1934, 159) greifbar. Bei deiktischen sprachlichen Ausdrücken ist die Kontiguität $Z \rightarrow x$ abstrakter Natur: sie ergibt sich aus der Gemeinsamkeit der Kommunikationssituation (wo sie freilich teilweise gestisch unterstützt wird) bzw. aus dem sprachlichen Kontext (bei ana- und kataphorischen Elementen).



Relativ einfach ist es nun, in gewisser Weise parallel zu den symbolischen Indices, eine Klasse von 'symbolischen Ikonen' zu identifizieren. Hier wird im Rahmen der prinzipiellen Symbolizität von Sprache (mit rein konventioneller Kontiguität $Z \rightarrow y$) eine Similarität $Z \rightarrow y$ genutzt, um ein motiviertes Zeichen zu schaffen.³² Dies ist im nichtsprachlichen Bereich z.B. der Fall bei der zeichnerischen Wiedergabe einer verengten Fahrbahn innerhalb eines Verkehrsschildes (s. Tab. 2; das Verkehrszeichen für 'verengte Fahrbahn' insgesamt ist semiotisch erheblich komplexer!). Bei den sprachlichen Zeichen sind in erster Linie die in diesem Zusammenhang immer zitierten Onomatopoetika des Typs *quak!* zu nennen. Hier entspricht y bereits einem Schallphänomen, das aber im Rahmen der grundsätzlichen Symbolizität einzelsprachlich jeweils unterschiedlich wiedergegeben wird (z.B. amerik.-engl. *ribbit*, korean. *gäkol* usw.; vgl. Keller 1995, 147); oder es wird ein nichtakustisches Phänomen synästhetisch in die Akustik eines Zeichenausdrucks umgesetzt, wie etwa bei dt. *flimmern*.³³ Neben dieser Form von 'imitativer Ikonizität' sind im Rahmen der Ikonizitäts-'Wende' der letzten Jahrzehnte abstraktere und komplexere Formen einer 'strukturellen Ikonizität' in der Sprache (wieder-)entdeckt worden (vgl. Taylor 2002, 46; Ungerer 2002, 173f.; Radden/Panther 2004, 17 f.). Ein ganz traditionelles Beispiel hierfür wäre der so genannte *ordo naturalis* in Syntax und Text.

Manches, was oft schlicht und einfach als 'Ikon' ausgegeben wird, ist in der eben beschriebenen Weise noch nicht hinreichend erfaßt. So bildet das Zeichen  nicht einfach das Designat BETT ab, sondern es wird konventionell als – durchaus motiviertes – Zeichen für ÜBERNACHTUNGSMÖGLICHKEIT verstanden. Ebenso steht in einer gemischten sprachlich-nichtsprachlichen Zeichenkette des Typs *I ♥ Munich* das zweite Zeichen nicht für ein Designat HERZ, sondern für LIEBEN. Auch ein sprachliches Zeichen wie dt. *baff* steht nicht einfach für ein Schallphänomen (Knall, Schuß o.ä.), sondern für das Designat VERBLÜFFT. In all diesen Fällen sind offensichtlich im Rahmen der prinzipiellen Symbolizität von Sprache die Verfahren zur Bildung von Ikonen und von Indices

³² Im Gegensatz zu natürlichen Indices sind Ikone immer schon in die Symbolizität von Sprache eingelagert, wie auch Keller betont: „Ikone kann man nicht inszenieren. Sie sind, im Gegensatz zu Symptomen, immer schon kommunikativ benutzt“ (1995, 177; zu Kellers Begriff 'Symptom' s.o. Anm. 28). Aus der Befürchtung heraus, die Definition von 'Ikon' zu sehr auf „objektive“ Similaritätsrelationen zwischen Zeichenausdruck und Designat festzulegen, zieht sich Keller (op.cit. 123-128) hier auf den Begriff der 'Assoziation' zurück, was m.E. zu unspezifisch und im übrigen auch nicht nötig ist, wenn man alle Assoziationsrelationen, so wie hier in Abschnitt 2. geschehen, phänomenologisch begründet und damit jede Art von naivem Ikonismus vermeidet, also anerkennt, daß das Feststellen von Similaritäten grundsätzlich auf bestimmten Wahrnehmungsstrategien beruht (vgl. auch Eco 1975, 256-284; Trabandt 1976, 20-23; s. ferner Anm. 24).

³³ Zu den Onomatopoetika vgl. etwa Saussure 1916, 101f.; French 1976; Groß 1988; Sharp/Warren 1994; Bredin 1996; Koch 2001b, 1157.

'hintereinandergeschaltet', was man folgendermaßen symbolisieren könnte: $Z(-y_a) \rightarrow y_b$. Hier steht y_a , bezogen auf die genannten Beispiele, für BETT, für HERZ oder für ein bestimmtes Schallphänomen (mit $Z \rightarrow y_a$ als Relation der Similarität) und y_b respektive für ÜBERNACHTUNGSMÖGLICHKEIT, für LIEBEN oder für VERBLÜFFT (mit $y_a \rightarrow y_b$ als Relation der Kontiguität). Dabei bleibt der Zwischenschritt $Z \rightarrow y_a$ in aller Regel eine – allerdings denknotwendige – Rekonstruktion. Ich würde solche Zeichen als 'indexikalische Ikone' bezeichnen.³⁴

	Assoziationsrelation	Beispiele	
		nichtsprachlich	sprachlich
natürlicher Index	Kontiguität $Z \rightarrow y$ durch Figur-Grund-Effekt aus der Appräsentation	Rauch für Feuer, Ausschlag für Krankheit u.a.m.	
Symbol	rein konventionelle Kontiguität $Z \rightarrow y$ in der Kommunikationspraxis = Symbolizität	Sirenenton als Pausenzeichen u.a.m.	(Regelfall sprachlicher Zeichen) z.B. fr. <i>maison</i> , dt. <i>Haus</i> usw.
symbolischer Index	Kontiguität $Z \rightarrow y$ im Rahmen der Symbolizität	offene Bürotür als Aufforderung zum Eintreten u.a.m.	dt. <i>au!</i> , fr. <i>ait!</i> u.a.m.
deiktischer Index	(z.T. gestalthafte) Kontiguität $Z \rightarrow x_n$ im Rahmen der Symbolizität: $Z \rightarrow (Z \rightarrow x_n)$	Zeigegesten, Pfeile, ☞ u.a.m.	sprachliche Deiktika
symbolisches Ikon	Similarität $Z \rightarrow y$ im Rahmen der Symbolizität	 für 'verengte Fahrbahn' u.a.m.	Onomatopoetika (z.B. <i>quak!</i> , <i>flimmern</i>), strukturelle Ikone (z.B. <i>ordo naturalis</i>) u.a.m.
indexikalische Ikon	Similarität $Z \rightarrow y_a$ + Kontiguität $y_a \rightarrow y_b$ im Rahmen der Symbolizität	 I ♥ <i>Munich</i> u.a.m.	z.B. dt. <i>baff</i> u.a.m.

Tab. 2: Zeichenqualität und Assoziation (das WIE der Semiose)

³⁴ Keller (1995, 124f.) spricht indirekt die Problematik solcher Zeichen an, ist jedoch auf Grund seines unspezifischen 'Ikon'-Begriffs (s.o. Anm. 32) nicht in der Lage, den Unterschied zwischen symbolischen und indexikalischen Ikonen zu fassen. – Die Situation indexikalischer Ikone (mit rekonstruiertem Zwischenschritt) ist nicht immer eindeutig von derjenigen zu unterscheiden, in der ein tatsächlich existierendes symbolisches Ikon (mit Similarität $Z \rightarrow y_1$) seine Bedeutung sekundär über eine Kontiguität $y_1 \rightarrow y_2$ weiter verschiebt, wie z.B. beim Onomatopoeikum dt. *kuckuck* für den Ruf der Kuckucks, das dann sekundär auch Grundlage für die Bezeichnung dieses Vogels selbst, dt. *Kuckuck*, wird (ähnlich in vielen Sprachen; vgl. Koch 2001b, 1157; Radden/Panther 2004, 17). Bei solchen Fällen greifen, wie in 4.5 angedeutet, Probleme der Zeichenmetamorphose und der Zeichenqualität ineinander.

4.3 Zeichenmetamorphose (das NACHEINANDER der Semiose):

Bedeutungsinnovation

In 3.1 wurde bereits darauf hingewiesen, daß bei den vorliegenden Überlegungen das sprachliche Universale der Semantizität ganz im Vordergrund steht. Es ging uns um die Konstitution der Relation – vor allem – zwischen einem Signifikanten Z und seinem Designat y (4.1) und um ihre Gestaltung (4.2). Zur Konstitutionsproblematik gehört jedoch immer auch die Frage nach der Gültigkeit der Relation $Z \rightarrow y$. Hier ist nun der Punkt gekommen, an dem zusätzlich das Universale der Historizität einzubeziehen wäre.³⁵ Bisher bezog sich unsere Diskussion im Rahmen der Konstitutionsproblematik auf 'Sprache' im Singular (*langage*), also auf die Ebene der 'Sprechfähigkeit' im Sinne Coseriu, die von der historischen Ebene der Einzelsprache (*langue*) klar zu unterscheiden ist (vgl. Coseriu 1981a, 7, 41-43; 1981b, 269-274). Der eigentliche Ort der Historizität von Sprache ist selbstverständlich die Ebene der Einzelsprache. Dennoch gehört es zu den Universalien menschlicher Sprache

(20) daß die [...] Aktivität [des Sprechens] sich immer nur im Bezugsrahmen historischer Einzelsprachen, historisch-soziolinguistischer Intersubjektivität und soziokultureller Wirklichkeit vollzieht. (Oesterreicher 1979, 237)

Es geht dabei im folgenden – das sei präzisiert – nur um einen ganz bestimmten Aspekt der Historizität von Sprache, die Wandelbarkeit in der Zeit (*historicité-changement linguistique* nach Oesterreicher 2006, 71).³⁶ Diese Wandelbarkeit trifft selbstverständlich auch für die Relation zwischen dem Signifikanten Z und dem Designat y zu, die immer nur als historisch begrenzte zu denken ist:

(21) Ein Wort ist ein Kontrakt auf Zeit, den eine Sprachgemeinschaft mit einem Lautzeichen, einem Signifikanten, in bezug auf einen bestimmten Inhalt geschlossen hat. (Gauger 1995, 69)

Es ist somit ein Universale der Sprache, daß in ihr eine permanente 'Zeichenmetamorphose' stattfindet (so der Terminus von Keller 1995, 160). Wir wenden uns diesem Problem jedoch nicht – was in anderer Hinsicht interessant wäre – unter dem Aspekt der einzelsprachlich-historischen Ausgestaltung einzelner Fälle von Zeichenmetamorphose zu, sondern nur unter dem Aspekt der allgemeinen Prinzipien, nach denen Sprecher-Hörer von einer Relation $Z \rightarrow y_1$ innovierend³⁷ zu einer neuen Relation $Z \rightarrow y_2$ gelangen. Jetzt geht es also um die Konstitutionsschicht des NACHEINANDERS der Semiose (s. die Situierung im Gesamtschema Abb. 26, ③). Schematisch können wir die relevante Konstellation folgendermaßen darstellen:

³⁵ Vgl. zum sprachlichen Universale der Historizität Coseriu 1975, 154f., Anm. 15; Oesterreicher 1979, 237, 247f., 254; 1988, 366.

³⁶ Vgl. Oesterreicher 2001, 1554-1556, 1570-1576 und 2006, 70-76 zu einem umfassenden Begriff der Historizität der Sprache, der außer der *historicité-changement linguistique* die gleichberechtigten Aspekte *historicité-variation linguistique* und *historicité-diversité linguistique* umfaßt, um die es in unserem Zusammenhang nicht geht.

³⁷ Wir beschränken uns hier tatsächlich auf diejenige – initiale und denknotwendige – Phase des Sprachwandels, die Coseriu (1958, 78-80) als 'Innovation' bezeichnet. Unberührt davon bleibt die Feststellung, daß der Sprachwandel nach Coseriu immer erst mit der Übernahme/Verbreitung der Innovation als vollzogen gelten kann. Bei der Innovation kommt selbstverständlich das sprachliche Universale der Kreativität ins Spiel (vgl. Coseriu 1975, 154f., Anm. 15; Oesterreicher 1979, 236f., 246f., 253f.; 1988, 365f.).

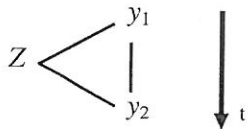


Abb. 10: Zeichenmetamorphose in der Zeit (das NACHEINANDER der Semiose)

Die Existenz der Relation $Z \rightarrow y_2$ ist dabei jeweils einzelsprachlich jüngeren Datums als diejenige der Relation $Z \rightarrow y_1$ (wobei das Auftreten von $Z \rightarrow y_2$ in keiner Weise das Verschwinden von $Z \rightarrow y_1$ impliziert: s.u. 4.4).³⁸ Für uns ist dabei die Relation $y_1 \rightarrow y_2$ entscheidend, also die Frage nach der Bedeutungsinnovation. Es wird sich zeigen, daß dabei, gleichsam rekursiv, wiederum die uns schon bekannten Assoziationsrelationen ins Spiel kommen.

Nicht zufällig tauchen, wie schon im Abschnitt I angedeutet, diese Assoziationsrelationen implizit oder explizit in Theorien des semantischen Wandels der letzten zweihundert Jahre auf, im 20. Jahrhundert sehr konsequent bei Roudet und bei Ullmann.³⁹ Der umfassendste Ansatz, der die Typen des lexikalischen Bedeutungswandels von Grund auf systematisch aus den Assoziationsrelationen ableitet und in ein kognitives Gesamtkonzept überführt, ist dann derjenige von Blank (1997a; 157-326; 2001, 74-95). Diesem Ansatz wollen wir hier – mit gewissen Modifikationen – folgen. Es sollen dabei jedoch nur die wichtigsten Typen von Bedeutungsinnovation⁴⁰ zur Sprache kommen (die Ergebnisse der folgenden Diskussion werden unten in Tab. 3 zusammengefaßt).⁴¹ Alle hier zu betrachtenden Prozesse sind selbstverständlich in die in 4.2 hergeleitete grundsätzliche Symbolizität sprachlicher Zeichen eingelagert (s. auch Anm. 42 und 43).

Ein besonders häufiges Verfahren besteht darin, vom Designat y_1 über eine Kontiguitätsrelation zu einem neuen Designat y_2 zu gelangen. So erfolgte etwa bei dem Zeichenausdruck $Z = \text{lat. focus}$ ein Figur-Grund-Effekt vom Designat $y_1 = \text{HERD}$ zu dem demselben Frame angehörenden Designat $y_2 = \text{FEUER}$, wie fr. *feu*, sp. *fuogo*, it. *fuoco* usw. zeigen (zu solchen Figur-Grund-Effekten – auch unabhängig von der Sprache – s.o. 2.4 mit Abb. 1-3). Es handelt sich hier um eine ‘metonymische’ Innovation (vgl. Croft 1993;

³⁸ Bezüglich Z nehmen wir hier eine Idealisierung vor, insofern sich natürlich auch Z in der Zeit verändern kann, nämlich durch Lautwandel. Insofern die lautliche Veränderung jedoch nicht ursächlich mit dem Schritt von y_1 nach y_2 zusammenhängt (und auch nicht umgekehrt), können wir in unserem Zusammenhang vom Lautwandel abstrahieren und Z als konstant ansehen.

³⁹ Auch wenn sich dies in seinen etwas ‘unhandlichen’ Kategorien des Bedeutungswandels nicht direkt niederschlägt, weist auch Wundt (1912, 622f.) letztlich auf diesen assoziationspsychologischen Bezug hin. Ganz explizit und detailliert ist dieser Bezug dann bei Wundts Kritiker Roudet (1921) und in Anlehnung daran bei Ullmann (1951, 216-244; 1962, 211-227). Vgl. insgesamt als Überblick zur Forschungsgeschichte des 19. und des 20. Jahrhunderts bis Ullmann: Nerlich 1992; Blank 1997a, 10-24, 34-44.

⁴⁰ Wie bereits weiter oben angedeutet, interessiert uns hier der Beitrag der Assoziationsrelationen zur Bedeutungsinnovation. Die späteren Phasen des Wandels (vgl. auch Anm. 37) stehen nicht zur Debatte. Zur Illustration der Typen von Bedeutungsinnovation ist es jedoch am praktischsten, jeweils Beispiele zu wählen, in denen der Bedeutungswandel (nach Übernahme und Verbreitung) längst abgeschlossen ist.

⁴¹ Die folgende Darstellung bleibt ganz im Bereich der lexikalischen Bedeutungsinnovation. Es sei jedoch hier wenigstens angedeutet, daß ähnliche Prozesse selbstverständlich im Bereich der grammatikalischen Bedeutungsinnovation bzw. bei Innovationen im Spannungsfeld von Lexikon und Grammatik (v.a. Grammatikalisierung) ablaufen (vgl. hierzu etwa Traugott/König 1991; Hopper/Traugott 2004; Detges 1999; 2003; Detges/Waltereit 2002; de Mulder 2001; Koch 2001a, 210-212; Marchello-Nizia 2006, bes. 37, 78-82, 100f.).

Koch 1995, 29; 1999a, 146-149; 2001a, 203f.; 2005, 168; Blank 1997a, 89; 2001, 79f.; Waltereit 1998, 16-26).⁴²

Eine Bedeutungsinnovation kann auch dadurch zustandekommen, daß man vom Designat y_1 über eine Similaritätsrelation zu einem neuen Designat y_2 gelangt. Hier sind nun zwei Typen zu unterscheiden.

Zum einen kann die Similarität ganz bewußt durch eine Projektion (*mapping*) über Framegrenzen (und/oder Taxonomiegrenzen) hinweg hergestellt werden, so daß von y_1 zu y_2 , gestalttheoretisch gesprochen, ein regelrechter Kipp-Effekt entsteht. So vollzog sich etwa bei dem Zeichenausdruck $Z = \text{lat. capere}$ ein similaritätsbasierter Kipp-Effekt vom Designat $y_1 = \text{FASSEN}$ zu dem einem völlig anderen Frame angehörenden Designat $y_2 = \text{VERSTEHEN}$, wie it. *capire* zeigt. Es handelt sich hier um den Fall der relativ häufig vorkommenden ‘metaphorischen’ Innovation (vgl. Black 1954; Lakoff/Johnson 1980; Liebert 1992, 14, 28-82; Croft 1993; Koch 1994, 209-214; Blank 1997a, 160-169; 2001, 74f.; Croft/Cruise 2004, 194-204).⁴³

Zum anderen kann eine ‘enge’ Similarität innerhalb einer Taxonomie genutzt werden. So wurde etwa, wie it. *topo* zeigt, der Zeichenausdruck $Z = \text{splat. talpus}$ vom Designat $y_1 = \text{MAULWURF}$ auf das similäre Designat $y_2 = \text{MAUS}$ übertragen, das innerhalb derselben Taxonomie auf gleicher Stufe wie y_1 steht. Diesen – eher seltenen – Typ von Innovation hat Blank (1997a, 207-216; 2001, 86) identifiziert und als ‘kohyponymische Übertragung’ bezeichnet, da hier ein Wort quasi zu seinem eigenen Kohyponym wird.

Die Kontrastassoziation, die auf der Ebene der Zeichenkonstitution und der Zeichenqualität keine Rolle spielte, kann bei der Zeichenmetamorphose, wenn auch selten, zur Anwendung kommen. Dies ist u.a. bei ‘antiphrastischen’ Innovationen der Fall, wie z.B. bei $Z = \text{fr. religieuse}$, das vom Designat $y_1 = \text{NONNE}$ auf das konträre Designat $y_2 = \text{PROSTITUIERTE}$ überging (vgl. Blank 1997a, 217-229; 2001, 92f.).⁴⁴

Etwas komplizierter liegen die Dinge bei zwei weiteren, häufigen Typen der Bedeutungsinnovation, der ‘Erweiterung’ und der ‘Verengung’. Es handelt sich hier um zwei Prozesse, die im Rahmen konzeptueller Taxonomien ablaufen, ohne allerdings unmittelbar auf die uns bekannten Assoziationsrelationen bezogen zu sein, deren indirekter Beitrag freilich nicht zu verkennen ist (vgl. Koch 2005, 174-183).⁴⁵

Bei der ‘erweiternden’ Innovation gelangen wir von einem Designatskonzept y_1 zu einem abstrakteren, in der Taxonomie höher stehenden Designatskonzept y_2 , indem wir die Similaritäten zwischen y_1 und anderen Konzepten derselben Hierarchieebene in den Vordergrund rücken und dabei zugleich bestimmte spezielle Kontiguitäten, die y_1 umgeben, unterdrücken. So stellt bei $Z = \text{lat. pollex} > \text{sard.log. pòddighe}$ der Schritt von $y_1 = \text{DAUMEN}$ zu $y_2 = \text{FINGER}$ die Gemeinsamkeit aller Finger heraus und unterdrückt die spezielle Lokalisierung des Daumens innerhalb des Frame *HAND*.

Bei der ‘verengenden’ Innovation gelangen wir von einem Designatskonzept y_1 zu einem konkreteren, in der Taxonomie niedriger stehenden Designatskonzept y_2 , indem wir von den Similaritäten zwischen y_1 und anderen Konzepten derselben Hierarchieebene absehen und dabei zugleich bestimmte spezielle Kontiguitäten, die y_2 umgeben, betonen. So blendet bei $Z = \text{afr./nfr. viande}$ der Schritt von $y_1 = \text{LEBENSMITTEL}$ zu $y_2 =$

⁴² Da Bedeutungsinnovationen bei sprachlichen Zeichen in deren Symbolizität eingelagert sind (s.o. 4.2, ferner Anm. 43), spricht Keller (1995, 176) bei Metonymien von einer ‘Symbolisierung von Symptomen’ (zu seinem ‘Symptom’-Begriff vgl. Anm. 28).

⁴³ Da Bedeutungsinnovationen bei sprachlichen Zeichen in deren Symbolizität eingelagert sind (s.o. 4.2, ferner Anm. 42), spricht Keller (1995, 177f.) bei Metaphern von einer ‘Symbolisierung von Ikonen’ (zu seinem ‘Ikon’-Begriff vgl. Anm. 32).

⁴⁴ Ich vereinfache hier aus darstellungswirtschaftlichen Gründen. Weitere Details sind in den zitierten Publikationen von Blank nachzulesen.

⁴⁵ Ich weiche im folgenden von den unmittelbarer assoziationsbezogenen Interpretationen in Koch 1991, 284, und in Blank 1997a, 190-197, 200-205, und 2001, 86-88, ab.

FLEISCH die Gemeinsamkeit aller Lebensmittel aus und betont die speziellen Kontiguitäten von Fleisch (tierische Herkunft, Geschmack usw.).

(alles im Rahmen der Symbolizität)	Assoziationsrelation	Beispiele
Metonymie	Kontiguität y_1 — y_2 (Figur-Grund-Effekt im Frame)	lat. <i>focus</i> HERD > fr. <i>feu</i> , sp. <i>fuero</i> , it. <i>fuoco</i> usw. FEUER
Metapher	Similarität y_1 — y_2 (Kipp-Effekt über Frames bzw. Taxonomien hinweg)	lat. <i>capere</i> FASSEN > it. <i>capire</i> VERSTEHEN
kohyponymische Übertragung	'enge' Similarität y_1 — y_2 innerhalb einer Taxonomie	splat. <i>talpus</i> MAULWURF > it. <i>topo</i> MAUS
Antiphrasis u.ä.	Kontrast y_1 — y_2 [selten]	fr. <i>religieuse</i> NONNE → PROSTITUIERTE
'Erweiterung'	[Herausstellung von Similaritäten und Unterdrückung von Kontiguitäten bei y_1]	lat. <i>pollex</i> DAUMEN > sard.log. <i>póddighe</i> FINGER
'Verengung'	[Ausblendung von Similaritäten und Betonung von Kontiguitäten bei y_1]	afr. <i>viande</i> LEBENSMITTEL > nfr. <i>viande</i> FLEISCH

Tab. 3: Zeichenmetamorphose und Assoziation: Bedeutungsinnovation als NACHEINANDER der Semiose

4.4 Zeichenpolyvalenz (das MITEINANDER der Semiose): Polysemie

In engem Zusammenhang mit dem Universale der Zeichenmetamorphose steht dasjenige der Zeichenpolyvalenz, also der Tatsache, daß sprachliche Zeichen mehrere Bedeutungen haben können (und meist auch haben).⁴⁶ Es hat sich inzwischen weitgehend die schon bei Bréal niedergelegte Einsicht durchgesetzt, daß Polysemie das synchrone Komplement des Bedeutungswandels ist (vgl. Bréal 1921, 143f.; Koch 1991, 293; 1994, 203-209; Wilkins 1996, 267-270; Blank 1997a, 119-130, 406-424; 2001, 103f.; 2003, 268); ausgehend von Abb. 10 können wir einen üblichen Entwicklungsverlauf identifizieren, nach dem sich bei einem Zeichenausdruck Z auf der Grundlage von y_1 eine innovative Bedeutung y_2 herausbildet, daß y_2 dann übernommen und verbreitet wird und daß schließlich y_1 und y_2 bei Z in einem Zustand der Polysemie koexistieren.⁴⁷ Logischerweise ergibt sich daraus, daß die bei der Zeichenmetamorphose intervenierenden Assoziationsrelationen y_1 — y_2 unter dem Aspekt der Zeichenpolyvalenz gleichermaßen⁴⁸ rele-

⁴⁶ Insofern auch hier wieder Fakten der Semantizität und der Exteriorität von Sprache aufeinander bezogen werden (Ausdrucks-Inhalts-Synchronisierung), fallen die Probleme der Zeichenpolyvalenz wieder in den Bereich des Universale der Diskursivität (vgl. Anm. 26).

⁴⁷ Der Untergang der ursprünglichen Bedeutung y_1 ist ein davon unabhängiger möglicher – aber nicht notwendiger – weiterer Schritt des 'reduktiven Bedeutungswandels' (cf. Blank 1997a, 121-125, 425-429). Die Tatsache, daß bei den meisten in Tab. 3 genannten Beispielen für Bedeutungsinnovation und -wandel inzwischen auch ein solcher reduktiver Bedeutungswandel bezüglich y_1 stattgefunden hat, ist zufällig und für unseren Zusammenhang unerheblich.

⁴⁸ Wie aus den zitierten Publikationen von Blank hervorgeht, bestehen dabei keine völligen 1:1-Beziehungen zwischen Typen von Bedeutungsinnovation/-wandel einerseits und Typen von Polysemie andererseits. In der etwas reduzierten Auswahl an Typen in Tab. 3 und 4 wird dies

vant für die Relation y_1 — y_2 innerhalb von Polysemien sind (vgl. Blank 1997a, 419-424; 2001, 104-108; 2003, 268-273; Koch 2001b, 1158f.). Entsprechende Beispiele, die in dieser Hinsicht nicht weiter kommentiert zu werden brauchen, finden sich in Tab. 4. Es geht hier also um die Konstitutionsschicht des MITEINANDERS der Semiose (s. die Situerung im Gesamtschema Abb. 26, ④).

An dieser Stelle ist nun auch der Blick auf die semiotische Instanz des Signifikats zu lenken, die wir in 3.3 eingeführt hatten (y' in Abb. 8). In der strukturellen Semantik ist das einzelsprachliche Signifikat ganz und gar als ein 'Semem' konzipiert, das sich mit den Mitteln der sogenannten Semanalyse⁴⁹ beschreiben läßt. Dieser Aspekt stand im vorliegenden Rahmen nicht im Vordergrund, da er mit den meisten Designatsrelationen y_1 — y_2 in vielen Fällen nicht vermittelbar ist.⁵⁰ Nun sind Polysemien wie die in Tab. 4 aufgeführten in kognitiver Hinsicht zweifellos nur über Assoziationsrelationen zwischen Designaten y_1 und y_2 , also über Ausschnitte aus unserem Weltwissen (3.3) nachvollziehbar, d.h. 'motiviert'.⁵¹ Das Gegebensein einer bestimmten Polysemie stellt jedoch ein einzelsprachliches Faktum dar (vgl. auch Schwarze/Schepping 1995; Koch 1996a, 227; 1996b, 117f.; 1998, 126-131). Beispielsweise besitzt das Deutsche nicht die bei it. *dolce* vorliegende metaphorische Polysemie (Tab. 4), obwohl auch Sprecher des Deutschen diese synästhetische Metapher durchaus nachvollziehen können. Es stellt sich also die Frage, ob nicht zum einzelsprachlichen 'Signifikats'-Wissen, über das Semem-Wissen hinaus, noch weitere Komponenten gehören, z.B. das Wissen über Polysemieverhältnisse. So ist etwa die Bedeutung 'milde (Klima)' bei it. *dolce* im Rahmen der Polysemie dieses Wortes zweifellos in anderer Weise 'gegeben' als etwa diejenige von dt. *milde*. Dieses besondere 'Gegebensein' resultiert ganz einfach aus der Tatsache, daß das Signifikat 'milde' (y'_2) von it. *dolce* – als Figur betrachtet – das Signifikat 'süß' (y'_1) appräsentiert, welches als Grund fungiert. Entsprechend den Überlegungen zu Abb. 5 können wir somit bei Polysemie – nunmehr auf einzelsprachlicher Ebene – eine Kontiguitätsrelation zwischen Signifikaten (y'_2 — y'_1) ansetzen.

Dies aber bedeutet, daß wir es bei Polysemie, wie auch in Tab. 4 expliziert, mit Assoziationsrelationen auf zwei unterschiedlichen semiotischen Ebenen zu tun haben: zum einen mit den variierenden Relationen (Kontiguität, Similarität, Kontrast) auf Designats-ebene (y_1 — y_2), die für die Motivation zuständig sind; zum anderen – unterschiedslos bei allen semantischen Typen von Polysemie – mit der Relation der Kontiguität in Form der Appräsentation zwischen Signifikaten (y'_2 — y'_1), die dem einzelsprachlichen 'Gegebensein' entspricht (vgl. Koch, Ms.).⁵²

nur im Falle der 'Erweiterung' und 'Verengung' (Tab. 3) sichtbar, deren gegenläufige Richtung in der Synchronie in Form der 'vertikalen Polysemie' (vgl. Gévaudan, im Druck) eingebettet ist (Tab. 4).

⁴⁹ Vgl. zu diesem Ansatz Pottier 1964; Greimas 1966; Geckeler 1971; Coseriu 1973.

⁵⁰ Die Semanalyse ist eine durch und durch auf taxonomische Beziehungen ausgerichtete Methode, die gerade Kontiguitäten und metaphorische Similaritäten y_1 — y_2 nicht adäquat erfassen kann (vgl. Koch 1998, 115-125). Lediglich die in Tab. 3 und 4 enthaltenen taxonomischen Beziehungen haben auch ein – sekundäres – semanalytisches Pendant (vgl. zum Bedeutungswandel Blank 1997, 200-202).

⁵¹ Zur Einschätzung der Polysemie als eines Typs von Motivation vgl. Ullmann 1966, 221f.; Koch 2001b, 1156-1162; Koch/Marzo, im Druck; Schwarze 2001, 76; Radden/Panther 2004, 20f. An dieser Stelle wird deutlich, daß das, was man 'Motivation' sprachlicher Zeichen nennt, semiotisch recht unterschiedlich akzentuiert sein kann: zum einen geht es, im Rahmen der Zeichenqualität, um die Relation Z— y , zum anderen, im Rahmen der Zeichenpolyvalenz, um die Relation y_1 — y_2 (s. auch Anm. 53).

⁵² Es muß hier dahingestellt bleiben, inwieweit in solchen Fällen die Appräsentations- und Kontiguitätsrelation zwischen den Signifikaten symmetrisch ist (ob also z.B. das Signifikat 'süß' bei it. *dolce* – als Figur betrachtet – seinerseits ein Signifikat wie 'milde' – als Grund betrachtet –

(alles im Rahmen der Symbolizität)	Assoziationsrelation auf Designatsebene	Assoziationsrelation auf Signifikatsebene	Beispiele für Polysemie
metonymische Polysemie	Kontiguität $y_1 \rightarrow y_2$ (Figur-Grund-Effekt im Frame)	Kontiguität $y'_2 \rightarrow y'_1$ (Appräsentation) [evtl. auch umgekehrt: vgl. Anm. 52]	fr. <i>bureau</i> SCHREIBTISCH + ARBEITSZIMMER
metaphorische Polysemie	Similarität $y_1 \rightarrow y_2$ (Kipp-Effekt über Frames bzw. Taxonomien hinweg)		it. <i>dolce</i> SUSS + MILDE (Klima)
koehyponymische Polysemie	'enge' Similarität $y_1 \rightarrow y_2$ innerhalb einer Taxonomie		engl. <i>fir</i> KIEFER + TANNE
antiphrastische Polysemie	Kontrast $y_1 \rightarrow y_2$ [selten]		fr. <i>religieuse</i> NONNE + PROSTITUIERTE (vgl. Tab. 3)
'vertikale' Polysemie	[Herausstellung von Similaritäten und Unterdrückung von Kontiguitäten (Oberbegriff) vs. Ausblendung von Similaritäten und Betonung von Kontiguitäten (Unterbegriff)]		fr. <i>homme</i> , sp. <i>hombre</i> , it. <i>uomo</i> usw. MENSCH + MANN

Tab. 4: Zeichenpolyvalenz und Assoziation: Polysemie als MITEINANDER der Semiose

4.5 Ausblick

Es soll hier noch eben angedeutet werden, daß, auf den bisher eingeführten Kategorien aufbauend, weitere Konstitutionsaspekte sprachlicher Zeichen entwickelt werden können. So rückt etwa im Bereich der unterschiedlichen lexikalischen Prozesse (insbesondere der sogenannten 'Wortbildung') sowohl das Problem der *Zeichenmetamorphose* als auch dasjenige der *Zeichenqualität* in den Blick. Ein Wort wie fr. *jardinier* 'Gärtner' kann als semantische, aber auch als formale 'Metamorphose' von fr. *jardin* 'Garten' verstanden werden (in semantischer Hinsicht besteht eine Relation der Kontiguität zwischen den jeweiligen Designaten). Die formale Metamorphose schlägt sich synchronisch zugleich in der *Zeichenqualität* nieder, denn es besteht eine offensichtliche (Teil-Ganzes-) Kontiguität zwischen *jardin* und *jardinier*.⁵³ Dies wäre an anderer Stelle ausführlicher darzulegen.

appräsentiert). Dies bedürfte genauerer empirischer Untersuchungen, idealerweise durch Sprecherbefragungen. – Derartige Überlegungen zeigen übrigens, daß bei Polysemie das Präsentierte immer die Figur und das Appräsentierte immer der Grund ist, womit sich diese Konstellation eindeutig von dem in 3.1/3.2 vorgestellten Zusammenhang zwischen Appräsentation und Zeichenkonstitution unterscheidet.

⁵³ Vgl. zu den hier angedeuteten Aspekten lexikalischer Prozesse z.B. Saussure 1916, 180-184; Ullmann 1966, 221-227; Gauger 1971; Rettig 1981; Blank 1998; 2004; Gévaudan 1999; 2003; im Druck; Koch 1999a, 157-159; 1999b; 2001b, 1157-1168; 2001c; Koch/Marzo, im Druck; Radden/Panther 2004. In der zitierten Literatur wird, seit Saussure, weithin davon ausgegangen, daß auch diese Phänomene in das Problemfeld der Motivation sprachlicher Zeichen gehören (vgl. schon Anm. 51). Wie ersichtlich, geht es hier sowohl um die Relation $y_1 \rightarrow y_2$ als auch um

5. Schriftzeichen: Konstitution, Qualität u.a.

In Abschnitt 4.1 wurde bereits das sprachliche Universale der Exteriorität in die Diskussion eingeführt (s. auch Anm. 25), welches für uns jedoch bislang vor allem in dem Sinne relevant war, DASS Sprache sich in irgendeiner Substanz ausdrückt. Die Frage, WELCHE Substanz – welches 'Medium' – dies ist, stand dabei nicht im Mittelpunkt.⁵⁴ Es lohnt sich nun jedoch, nach dem Durchgang durch verschiedene Konstitutionsschichten von Sprache in Abschnitt 4., noch einen genaueren Blick auf das Medium zu werfen, in dem der Zeichenausdruck (Z) realisiert wird.

5.1 Vor der Schrift: *Phoné* und *Graphé*

Allen Phonozentrismus-Diskussionen zum Trotz kann kein Zweifel daran bestehen, daß im Falle der menschlichen Sprachzeichen der anthropologische Primat dem phonischen Medium (der Stimme = agr. *phoné*) zukommt.⁵⁵ Insofern sind also die sprachlichen Zeichenausdrücke (Z), von denen in den bisherigen Abschnitten die Rede war, ganz selbstverständlich zunächst einmal als phonisch realisiert gedacht worden.

Es kann aber andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß neben der menschlichen *phoné* schon seit beinahe ebenso langer Zeit körperexterne Medien zur eigenständigen Realisierung von Zeichen verwendet wurden: Einritzungen, Farbauftragungen, Schnüre usw., die wir unter der Sammelbezeichnung *graphé* zusammenfassen können (was gerade nicht mit 'Schrift' gleichzusetzen ist; s.u. 5.2).⁵⁶ Für die Entstehung von Zeichen (Z) in diesen *graphé*-Medien (Bilder, Marken, Knoten usw.) dürfen wir mit Sicherheit die in 3.1 und 3.2 (Abb. 4-6 und Tab. 1) entwickelten Konstitutionsschritte von der Präsentation über die Appräsentation bis zur Semiose verantwortlich machen.⁵⁷ Zunächst 'laufen' die Zeichengenesen im Bereich der *phoné* und diejenige im Bereich der *graphé* unabhängig 'nebeneinander her'.

Man muß die Selbstverständlichkeiten des heutigen Schriftgebrauchs für einen Augenblick vergessen, um sich die gerade beschriebene Ausgangslage klarzumachen. Ein Ausschnitt aus einem präkolumbianischen aztekischen Faltbuch (Abb. 11) zeigt, daß hier die *graphé*-Notate (Bilder) ein rein mnemotechnisches Mittel darstellen, um Geschichten – mehr oder weniger improvisierend – vorzutragen.

eine Relation $Z_1 \rightarrow Z_2$ sowie um das Verhältnis zwischen $y_1 \rightarrow y_2$ einerseits und $Z_1 \rightarrow Z_2$ andererseits. Man kann in dieser Perspektive den Fall der Polysemie (4.4) sogar als Spezialfall der Motivation durch lexikalische Prozesse mit der Bedingung $Z_1 = Z_2$ ansehen (vgl. Koch 2001b, 1158; Koch/Marzo, im Druck).

⁵⁴ Freilich war diese Frage in 4.2 beim Blick auf das Phänomen der onomatopoeischen und insbesondere der synästhetischen Ikone implizit bereits mitgegeben.

⁵⁵ Vgl. zur kontroversen Diskussion zwischen Phonozentrismus- und Grammazentrismus-Vorwurf Derrida 1967; Harris 1980; Klein 1985; Trabant 1986; Feldbusch 1985, 1-64; Glück 1987; Khushf 1993; Koch/Oesterreicher 1994, 600f.; 2001, 588-590; Krämer 1996; 1997; Linell 2005.

⁵⁶ In menscheitsgeschichtlicher Hinsicht ist die vor etwa 35.000 Jahren entstandene *graphé* (im definierten Sinne) nur unwesentlich jünger als die in Form der *phoné* realisierte Sprache, die sich vor etwa 40.000 Jahren durchgesetzt zu haben scheint (vgl. White 1989; Ludwig 1994, 49). Die Verwendung des griechischen Terminus *graphé* im obigen Sinne bezieht seine Rechtfertigung aus der ursprünglichen Bedeutung dieses Verbalsubstantivs bzw. vor allem des entsprechenden Verbs *gráphein* ('ritzen, stecken, malen').

⁵⁷ Oesterreicher (1998, 225f., 231f., Anm. 46) weist darauf hin, daß die Zeichenbildung sowohl in der *phoné* als auch in der *graphé* gemeinsame Wurzeln im menschlichen Gesamtaufbau im Sinne Gehlens (1971) und in der Appräsentation im Sinne Husserls/Luckmanns (s.o. 3.1/3.2) hat.

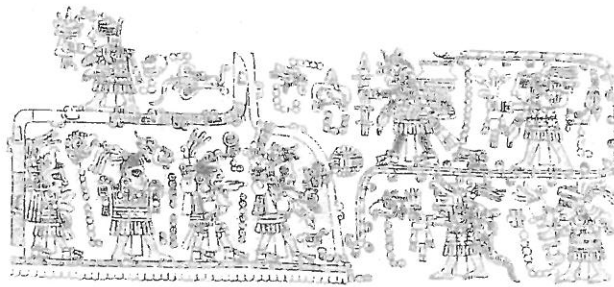


Abb. 11: Ausschnitt aus einem präkolumbianischen aztekischen Faltbuch (Haarmann 1990, 47)

Das Zusammenwirken der beiden Zeichensysteme können wir so wie in Abb. 12 darstellen (die sich an Abb. 8 anschließt). Die *graphé*-Notate (Z_{gr}) beziehen sich auf Designats-Konzepte (y_1, y_2 usw.), ggf. auch auf einzelne Referenten (x), die sie möglicherweise abbilden. Die sprachlichen Zeichen, bestehend aus einem Zeichenausdruck in der *phoné* (Z_{ph}) und einem einzelsprachlichen Signifikat (y'), bezeichnen über ein Designats-Konzept (z.B. y_1) einen Referenten (x). Die Beziehung zwischen *graphé*-Notaten (Z_{gr}) und sprachlichen *phoné*-Ausdrücken (Z_{ph}) ist nun überwiegend indirekt: das Bindeglied stellt bestenfalls ein gemeinsames Designats-Konzept (y_1) dar; oftmals schieben sich, vermittelt über eine Assoziationsrelation $y_1 \dots y_n$ (Kontiguität, Similarität), noch ein oder mehrere Konzepte (y_n) dazwischen⁵⁸ (manchmal läuft die Verbindung auch über einen Referenten x). Hinzu kommt, daß in der Regel nicht alles, was im Endeffekt in der *phoné* versprachlicht wird, überhaupt in der *graphé* notiert wurde/werden mußte. Es ergibt sich also in der *phoné* ein sprachlicher Überschuß. Somit besteht – durchaus innerhalb ein und desselben Handlungskontextes – eine äußerst indirekte Interaktion zwischen Sprache und *graphé* (vgl. Koch 1997, 48-54; Oesterreicher 1998, 226-229).

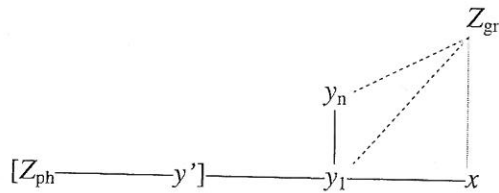


Abb. 12: Indirekte Verbindung zwischen *phoné* und *graphé*

Bei den Quipus der Inkas oder bei mesopotamischen Buchführungs-Tontafeln, die mit administrativ-wirtschaftlichen Kommunikationsformen interagieren, zeichnet sich die Repräsentation in der *graphé* zwar weniger durch 'narrative' Komplexität als durch tech-

⁵⁸ So stehen in Abb. 11 die in das bandförmige Ornament links im Bild eingezeichneten Formen (Z_{gr}) zunächst einmal für ein Konzept wie FUSSPUREN (y_n), das, möglicherweise vermittelt über ein kontiges Konzept wie GEHEN, MARSCHIEREN o.ä., schließlich zu dem für die Erzählung relevanten, dazu wiederum kontigen Konzept y_1 führt, das etwa mit dem aztekischen Pendant (Z_{ph} , y') von dt. *Reise, reisen* o.ä. zu versprachlichen wäre.

nische Präzision aus, aber dies ändert nichts an der indirekten, durch ein oder mehrere Konzepte $y_1 \dots y_n$ vermittelten Verbindung zwischen Z_{gr} und Z_{ph} .⁵⁹

5.2 Konstitution von Schriftzeichen (das DASS der Schrift)

Wir haben nun das Rüstzeug beisammen, um den wichtigsten und folgenschwersten kommunikationstechnischen Umbruch in der Menschheitsgeschichte nachzuvollziehen, der dadurch zustande kam, daß die beiden gerade charakterisierten Stränge der *phoné* und der *graphé* zusammengeführt wurden.

Um diese Zusammenführung zu verstehen, müssen wir uns nur wieder die bereits in 3.1 anhand von Abb. 4 erläuterte Situation der assoziativen 'Präsentation' zweier Bewußtseinsdaten (hier: Wahrnehmungsdaten) vor Augen führen. Bezogen auf das Zusammenspiel von *graphé* und *phoné* liegt assoziative Präsentation genau dann vor, wenn ein Z_{gr} und ein Z_{ph} dasselbe Designatskonzept y_1 bezeichnen, was, wie in 5.1 dargelegt, zwar ursprünglich nicht unbedingt beabsichtigt und auch nicht der Regelfall, aber ja auch nicht völlig auszuschließen ist. Informeller kann man die Sachlage so beschreiben, daß innerhalb eines gemeinsamen Handlungskontextes ein bestimmtes Notat Z_{gr} mit dem Designat y_1 ständig von unterschiedlichen Z_{ph} 'umschwirrt' wird, darunter potentiell auch von genau demjenigen Z_{ph} , das ebenfalls y_1 bezeichnet. In letzterem Fall entsteht unvermeidlich eine Einheit der Wahrnehmung bestimmter Z_{gr} und bestimmter Z_{ph} . Um dies nachzuvollziehen, müssen wir einfach die in Abb. 9 dargestellte *type*-Zeichen-Konstellation $Z-y$ erneut in die in Abb. 4 dargestellte Situation der assoziativen 'Präsentation' zweier Wahrnehmungsdaten z und x 'einspeisen', wobei „ z “ = $Z_{gr}(-y_1)$ und „ x “ = $Z_{ph}(-y_1)$, wie dies in Abb. 13a angedeutet ist. Die Gemeinsamkeit des Bezugs auf y_1 begründet dabei eine Kontiguität zwischen „ z “ und „ x “.

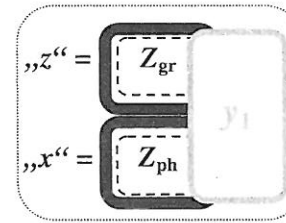


Abb. 13a:
Assoziative 'Präsentation' zweier Wahrnehmungsdaten „ z “ = Z_{gr} und „ x “ = Z_{ph} mit gleichem Designat y_1

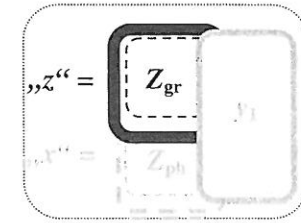


Abb. 13b:
'Appräsentation' eines Wahrnehmungsdatums „ x “ = Z_{ph} durch ein Wahrnehmungsdatum „ z “ = Z_{gr} mit gleichem Designat y_1

⁵⁹ Vgl. Haarmann 1990, 60; Nissen u.a. 1991, 159; Schmandt-Besserat 1992, I, 164. Die beiden letztgenannten Publikationen sind grundlegend für das Verständnis der mesopotamischen Vorstufen der Schrift, bei denen die *graphé* die Form von Zählensymbolen im Rahmen von Buchführungssystemen hatte (vgl. auch noch Schmandt-Besserat 1996; Raible 2006, 69-76).

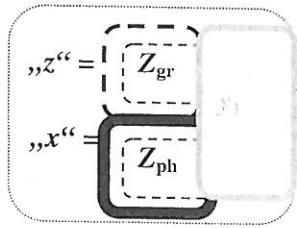


Abb. 13c:
Umsetzung eines Wahrnehmungsdatums
„z“ = Z_{gr} (= Schriftzeichen) in einen
sensumotorischen Vollzug „x“ = Z_{ph}
mit gleichem Designat y_1

Die Konstellation von Abb. 13a kann nun wiederum ähnliche Etappen durchlaufen, wie sie uns bereits von der Zeichenkonstitution her bekannt sind (s.o. 3.1 und 3.2).

Die Kontiguität zwischen „z“ = Z_{gr} und „x“ = Z_{ph} , kann sich so weit verfestigen, daß selbst dann, wenn nur Z_{gr} präsent und Figur der Wahrnehmung ist, Z_{ph} als Grund appräsentiert wird (Abb. 13b). Hier ist an eine Situation zu denken, in der ein Notat der *graphie* gegeben ist, aber, vermittelt über das Designat y_1 , bereits eine bestimmte phonische Realisierung mitgedacht wird. Wenn in der Legende zu Abb. 13b die Rede von einem ‘Wahrnehmungsdatum’ Z_{ph} ist, so zunächst einmal deshalb, weil unwillkürlich der Gedanke an einen bestimmten Höreindruck Z_{ph} sich einstellt, der gemäß der Konstellation von Abb. 13a als kontig zu Z_{gr} empfunden wird. Angesichts der Tatsache, daß Lautwahrnehmung mit hoher Wahrscheinlichkeit immer auch durch entsprechende Artikulations-schemata gespiegelt – und in gewissem Grade sogar ermöglicht – wird (vgl. Hörmann 1977, 46-49), ist es jedoch naheliegend anzunehmen, daß Z_{ph} auch ein sensumotorisches Korrelat hat. Insofern stellt Z_{ph} also ein appräsentiertes Datum sowohl der Fremd- als auch der Eigenwahrnehmung dar.

Dies ist nun entscheidend für den nächsten Schritt: Während bei der Situation der Appräsentation (Abb. 13b) „z“ = Z_{gr} die (präsen)te Figur und „x“ = Z_{ph} den (appräsentierten) Grund bildet, kann nun, wie in Abb. 13c dargestellt, ein Figur-Grund-Effekt der Art stattfinden, daß „z“ = Z_{gr} zum Grund wird und „x“ = Z_{ph} zur Figur. Dies heißt aber, daß das Z_{ph} entsprechende sensumotorische Schema tatsächlich in Artikulation, also in phonische Sprachproduktion umgesetzt wird. Wir stehen vor der Situation des ‘Vorlesens’. Erst an diesem Punkt wird ein Zeichen der *graphie* zu einem ‘Schriftzeichen’, wie z.B. das folgende ägyptisch-hieroglyphische Logogramm für den (rekonstruierten) Lautkomplex *jm* mit der Bedeutung ‘Baum’:



Abb. 14: altägypt. *jm* BAUM (Haarmann 1990, 131)

Typisch für die Situation der Schrift im eigentlichen Sinne ist die Tatsache, daß die Aufmerksamkeit des Sprechenden/lesenden Subjekts gleichsam durch die Wahrnehmung eines präsenten *graphie*-Zeichens („z“ = Z_{gr}) ‘hindurch’ auf ein notwendigerweise in der

phoné („x“ = Z_{ph}) artikulatorisch realisiertes (einzel-)sprachliches Zeichen gerichtet ist (vgl. Koch 1997, 55-60; Oesterreicher 1998, 229-231; auch Ong 1982, 84f.).⁶⁰ Grundlegend für den Dreischritt bis zum Schriftzeichen ist, wie wir sehen, die Kontiguität von „z“ = Z_{gr} und „x“ = Z_{ph} , die auf dem gemeinsamen Designatsbezug zu y_1 beruht.⁶¹

Dieser Dreischritt erinnert an denjenigen, den wir bereits bei der Zeichenkonstitution in 3.2 nachgezeichnet hatten, unterscheidet sich von ihm aber in zwei wichtigen Punkten:

1. Die Konstitution der Schrift setzt, wie auch aus Abb. 13a-13c ersichtlich, die (sprachliche und nichtsprachliche) Zeichenkonstitution ihrerseits bereits voraus.
2. „x“ = Z_{ph} ist in Abb. 13c nicht ein Wahrnehmungsdatum, sondern ein aktiver Vollzug artikulatorischer Sprachproduktion und damit notwendigerweise präsent. Sowohl „z“ als auch „x“ sind also in Abb. 13c als präsent dargestellt (schwarz), was nichts am Figur-Charakter von „x“ ändert. (Bei der Zeichen-Konstellation entsprechend Abb. 6/Abb. 9 ist hingegen die Figur (x bzw. y) gerade nicht präsent.) Insofern haben wir es bei der Schriftkonstellation in Abb. 13c nicht mit einer ‘Bezeichnung’ von „x“ durch „z“ zu tun, sondern mit einer Umsetzung von „z“ in „x“, also mit einer ‘Transkodierung’.

Nach dieser Klarstellung können wir das in Tab. 1 dargestellte Schema der Zeichenkonstitution hier in modifizierter Form für die Konstitution der Schrift übernehmen (s. die Situierung im Gesamtschema Abb. 26, ⊙):

		Wahrnehmungsdatum „z“ = Z_{gr}	sensumotorischer Vollzug „x“ = Z_{ph}
1.	„z“ und „x“ assoziativ präsent	Präsent	präsent
2.	„z“ appräsentiert „x“	präsent + Figur	appräsentiert + Grund
3.	„z“ transkodiert in „x“	präsent + Grund	präsent + Figur

Tab. 5: Von der assoziativen Präsentation zur Konstitution eines Schriftzeichens (das DASS der Schrift)

Die einschneidende Veränderung, die die Entstehung von Schriftzeichen gegenüber der in Abb. 12 dargestellten Situation beinhaltet, läßt sich so wie in Abb. 15 veranschaulichen. Statt nur die indirekte Verbindung über das gemeinsame Designatskonzept y_1 zu

⁶⁰ Es kann hier nicht darauf eingegangen werden, daß die Praktiken der *graphie* sich menschheitsgeschichtlich in unterschiedliche Richtungen diversifiziert haben. Die ursprüngliche Einheit von Buchführung/Registrierung, Zählen und Referieren auf Gegenstände (wie sie uns insbesondere im alten Mesopotamien greifbar wird) erfährt letztlich eine Trifurkation: Neben dem hier interessierenden Entwicklungsstrang der Schrift (im definierten Sinne), der im wesentlichen die Funktion des Referierens weiterführt, entsteht auch der hochbedeutsame Entwicklungsstrang von Zahl und Kalkül (vgl. Krämer 1988, 5-59); außerdem wird die Funktion der Registrierung in Form von Listen usw. weitergeführt. Vgl. insgesamt Koch 1997, 55-74.

⁶¹ Dabei sei betont, daß das ‘Zusammenfinden’ von Z_{gr} und Z_{ph} nur einen ersten Schritt zur Entwicklung einer Schrift im vollgültigen Sinne darstellt. Erst wenn nicht mehr nur lexikalische Wörter (nach dem ‘Schlagwortprinzip’), sondern auch grammatikalische Elemente und schließlich sogar ganz Texte notiert und dann auch ‘gelesen’ werden können, ist eine Schrift voll entwickelt (vgl. auch Haarmann 1990, 153-155; Koch 1997, 57f.; Oesterreicher 1998, 231).

nutzen (Ideogramm), wird das *graphé*-Zeichen (Z_{gr}) nunmehr direkt auf ein sprachliches Zeichen bzw. dessen Ausdruck in der *phoné* (Z_{ph}) bezogen (Logogramm):

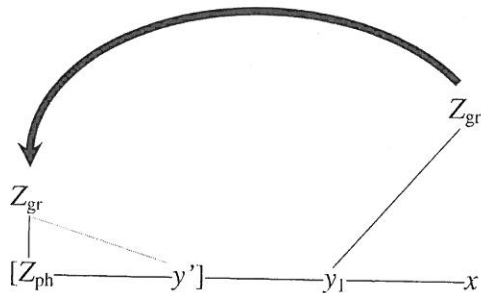


Abb. 15: Schriftenstehung = Herstellung einer direkten Verbindung zwischen *graphé* und *phoné* (bzw. sprachlichem Zeichen)

Nachdem bei der Schrift ein eindeutiger (Einzel-)Sprachbezug gegeben ist, wäre zu diskutieren, wieweit sich Z_{gr} auf das sprachliche Zeichen als Ganzes (bestehend aus dem Signifikanten Z_{ph} und dem Signifikat y' im Saussureschen Sinne; vgl. 3.3) oder eher auf einen seiner Teile bezieht. Aus der Tatsache, daß das Rebusprinzip (s.u. 5.3) in der Schriftgeschichte recht früh auftritt, kann man schließen, daß Z_{gr} und Z_{ph} relativ rasch 'kurzgeschlossen' wurden, obwohl die Zeichenqualität eines ursprünglich ideographischen Z_{gr} eindeutig vom Designat y_1 her motiviert ist (vgl. 5.3). Die Verklammerung von Z_{gr} und Z_{ph} gilt natürlich erst recht bei Alphabetschriften, in denen die graphischen Einheiten nicht mehr der ersten, sondern der zweiten Gliederungsebene im Sinne Martinets (1980, 13-20) entsprechen – zumindest solange lautes Lesen die gängige Praxis ist, was sich erst ab ca. 1200 zu ändern beginnt.⁶²

Die in 3.1/3.2 beschriebene Zeichenkonstitution ist eine anthropologische Konstante – ebenso wie der Einsatz einerseits der *phoné*, andererseits der *graphé* durch den Menschen (vgl. 5.1). Die Zusammenführung der *phoné* und der *graphé* in Form der Schrift stellt hingegen eine kulturgeschichtliche Innovation dar. Dennoch konnten wir feststellen, daß uns bei der Konstitution der Schrift im wesentlichen die gleichen kognitiven (assoziativen, gestaltbezogenen usw.) Grundmuster begegnen wie bei der Zeichenkonstitution.

5.3 Qualität von Schriftzeichen (das WIE der Schrift)

Ebenso wie wir im Anschluß an die Betrachtung der Zeichenkonstitution (DASS der Semiose: 3. und 4.1) die Frage nach der Zeichenqualität erörtert haben (WIE der Semiose: 4.2), können wir nun nach den Überlegungen zur Konstitution von Schriftzeichen

⁶² Vgl. zu den Veränderungen der Schreibtechnik und der Lesepraxis: Balogh 1926/27; Saenger 1982; Raible 1991, 6-10; 2006, 97-111; auch Gauger 1994; Ludwig 1994; 2005. – In dem Maße, in dem sich leises Lesen etabliert, wird es wahrscheinlicher, daß an die Stelle der indirekten Relation $Z_{gr} - Z_{ph} - y'$ eine direkte Relation $Z_{gr} - y'$ tritt, was bedeuten würde, daß selbst in Alphabetschriften das Schriftbild Z_{gr} gar nicht erst zergliedert, sondern eher global einem Signifikat y' (und damit auch einem Designat y) zugeordnet wird. Vgl. zur Diskussion: Günther 1988; zur subvokalen Artikulation einerseits und zum rein 'optischen' Lesen andererseits Aust 1983, 19, 12ff.; Raible 1991, 38.

(DASS der Schrift: 5.2) auch die Qualität von Schriftzeichen ansprechen (WIE der Schrift: s. die Situierung im Gesamtschema Abb. 26, ②). Da die Entwicklung von Silben- und Alphabetschriften eine ganz eigene Problematik darstellt, betrachten wir, wie auch bisher, nur solche Schriftzeichen, die auf der ersten Gliederungsebene der Sprache ansetzen (vgl. 5.2). Die assoziativen Relationen, die hier zur Anwendung kommen, sind wiederum die gleichen wie im Bereich der Zeichenqualität, auch wenn die Typologie im Detail anders ausfällt (die Ergebnisse der folgenden Diskussion werden unten in Tab. 6 zusammengefaßt).

Wir hatten bereits in 4.2 gesehen, daß es natürliche Indices bei den sprachlichen Zeichen (und überhaupt in intentionaler menschlicher Kommunikation) nicht geben kann. Nachdem nun Schriftzeichen auf vorgängiger menschlicher Kommunikation (in *phoné* oder *graphé*) aufrufen, sind natürliche Indices hier erst recht nicht vorstellbar.

Es springt ins Auge, daß Schriftzeichen in starkem Maße Similaritätsrelationen $Z_{gr} - y$ ins Spiel bringen (vgl. auch Keller 1995, 163). Dies darf uns jedoch nicht dazu verleiten, hier so etwas wie 'natürliche Ikone' anzusetzen. Die Fixierung auf die Similarität hängt einfach damit zusammen, daß Schriftzeichen aus einer Appräsentation zwischen Z_{gr} und Z_{ph} herzuleiten sind (5.2.) und damit in ihrer Konstitution letztlich eine visuell wahrnehmbare *graphé* voraussetzen. Dieser visuelle Charakter von Z_{gr} legt, zumindest bei visuell wahrnehmbaren Designaten y , das Operieren mit einer Similaritätsrelation $Z_{gr} - y$ einfach nahe. Die *graphé*-Notate, die den Schriftzeichen konstitutionsmäßig zugrundeliegen, sind schlicht und einfach nichtsprachliche, visuelle 'symbolische Ikone' im Sinne von Tab. 2. Dies zeigen etwa die ägyptische Hieroglyphe in Abb. 14, die chinesischen Schriftzeichen in Abb. 16 und 17 (insbesondere die Frühformen) sowie das aztekische Zeichen in Abb. 18.

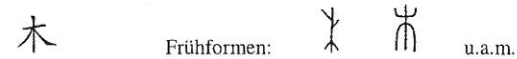


Abb. 16: chin. BAUM⁶³ (Hongyuan 1994, 38; moderne Zeichenform aus: ChOn)



Abb. 17: chin. yǔ REGEN (Hongyuan 1994, 35; moderne Zeichenform aus: ChOn)



Abb. 18: aztekisches Schriftzeichen für MAUER (Haarmann 1990, 202)

Daß wir es selbst bei den sehr bildhaften Zeichen (einschließlich der chinesischen Frühformen) ursprünglich mit *symbolischen* Ikonen zu tun haben, erhellt schon aus der Tatsache, daß die graphischen Zeichen für vergleichbare Konzepte, bei aller Similarität, einzelkulturell unterschiedlich ausfallen (vgl. bezüglich des Konzeptes BAUM Abb. 14 mit den Frühformen in Abb. 16). Die Similarität $Z_{gr} - y_1$ 'schreibt' sich hier in die rein konventionelle Kontiguität $Z - y$ ein, wie sie alle Symbole charakterisiert (insofern diese ja von der Genese aus der Appräsentation 'abgekoppelt' ist: 4.2). Da graphische Notate

⁶³ Dieses Zeichen, das für chin. mù, heute v.a. HOLZ, steht, ist jetzt auch erster Bestandteil des Zeichens 樹 für chin. shù BAUM.

sich im Laufe der Zeit durch Routinisierung verändern (insbesondere, wenn sie zu echten Schriftzeichen geworden sind), kommt ihre Symbolizität immer wieder zum Durchbruch, was sich an den heutigen Formen der chinesischen Zeichen in Abb. 16 und 17 unterschiedlich deutlich ablesen läßt. Insofern ist der reine Symbolcharakter letztlich die potentielle 'Endstation' aller Schriftzeichen (vgl. auch ähnliche Entwicklungen bei den in Abb. 20 und 22 dokumentierten Fällen).

Die Similaritätsfixierung, die sich aus der visuell angelegten Konstitution von Schriftzeichen ergibt, schließt, wie es scheint, die Existenz von – sogar nur symbolischen – reinen Indices aus (ganz im Gegensatz zu den Verhältnissen bei den phonisch realisierten sprachlichen Zeichen: Tab. 2). Doch auch das Similaritätsprinzip, das bei physischen Gegenständen als Designaten (y_1) hocheffizient ist, stößt dort auf Grenzen, wo es um nicht visuell wahrnehmbare, gar abstrakte Designate, Eigenschaften, Vorgänge usw. geht. Hier kann ein Verfahren helfen, das wir auch schon bei (phonischen) sprachlichen Zeichen beobachten konnten, das jedoch bei graphischen Zeichen ungleich häufiger auftritt: die Bildung 'indexikalischer Ikone', bei denen eine Similaritätsrelation $Z \rightarrow y_a$ und eine Kontiguitätsrelation $y_a \rightarrow y_b$ 'hintereinandergeschaltet' sind: $Z(-y_a) \rightarrow y_b$ (vgl. auch Keller 1995, 163). So läuft die indirekte Assoziation in Abb. 19 über $y_a = \text{FÜSSE}$, in Abb. 20 über $y_a = \text{BLITZE}$ ⁶⁴ und in Abb. 21 über $y_a = \text{WEINENDES AUG}$.



Abb. 19: altägypt. *iw* GEHEN (= y_b) (Doblhofer 1993, 91)



Abb. 20: chin. *léi* DONNER (= y_b) (Hongyuan 1994, 35; moderne Zeichenform aus: ChOn)



Abb. 21: aztekisches Schriftzeichen für VERWITWET (= y_1) (Haarmann 1990, 202)

Eine – freilich seltenere – Alternativlösung besteht darin, zweimal über eine Similaritätsrelation zu gehen, wie das Beispiel in Abb. 22 zeigt. Hier besteht zunächst eine Similarität zwischen Z_{gr} und einem $y_a = \text{AUFKEIMENDER SAMEN}$, sodann eine metaphorische Similarität zwischen y_a und $y_b = \text{FÄHIGKEIT, TALENT}$. Ich würde solche Zeichen als 'metaphorische Ikone' bezeichnen.



Abb. 22: chin. *cái* FÄHIGKEIT, TALENT (= y_b) (Hongyuan 1994, 40f.; moderne Zeichenform aus: ChOn)

⁶⁴ In einer späteren Phase (ab der dritten in Abb. 20 wiedergegebenen Frühform) wird dann sogar noch das Zeichen für REGEN (vgl. Abb. 17) darüber gesetzt, also ein Zeichen für ein weiteres Konzept, das in Kontiguitätsrelation zu DONNER steht.

Ein weiteres, sehr beliebtes Verfahren, das schon sehr früh in den verschiedensten Schriftsystemen Anwendung findet, ist der Rebus. Ganz anders als bei den bisher besprochenen Typen betrifft die Assoziationsrelation, die hier ins Spiel kommt, nicht die involvierten Designate; vielmehr rechtfertigt allein die Similarität (oder sogar Identität) zwischen zwei phonischen Signifikanten (Z_{ph1} und Z_{ph2}) die Entscheidung, Z_{gr1} vom Designat y_1 auf das Designat y_2 zu übertragen, obwohl diese beiden Designate ohne jeden assoziativen Zusammenhang sind. Die Abb. 23-25 illustrieren dies für verschiedene Schriftsysteme.

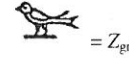


Abb. 23: altägypt. $Z_{ph1} = wr$ mit $y_1 = \text{SCHWALBE} \rightarrow Z_{ph2} = wr$ mit $y_2 = \text{GROSS}$ (Haarmann 1990, 217)



Abb. 24: chin. $Z_{ph1} = wàn$ mit $y_1 = \text{SKORPION} \rightarrow Z_{ph2} = wàn$ mit $y_2 = \text{ZEHNTAUSEND}$ (op.cit., 181)

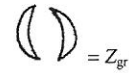


Abb. 25: Rongorongo-Schrift⁶⁵ (Osterinsel): $Z_{ph1} = pure$ mit $y_1 = \text{ART MUSCHEL} \rightarrow Z_{ph2} = pure$ mit $y_2 = \text{GEBET}$ (op.cit., 191)

⁶⁵ Es handelt sich hier um eine noch recht rudimentäre Schrift, in der Sprachliches nach dem Schlagwortprinzip (s.o. Anm. 61) notiert wird (vgl. Haarmann 1990, 190). Dies zeigt aber, auf wie früher Stufe der Schriftentwicklung das Rebusprinzip bereits wirksam wird.

	Assoziationsrelation	Beispiele
Symbol	rein konventionelle Kontiguität $Z_{gr} \rightarrow y_1$ in der Kommunikationspraxis = Symbolizität	[potentielle 'Endstation' aller Schriftzeichen]
symbolisches Ikon	Similarität $Z_{gr} \rightarrow y_1$ im Rahmen der Symbolizität	Abb. 14: altägypt. <i>jm</i> BAUM Abb. 16: aztek. für MAUER Abb. 17: chin. <i>mùshù</i> BAUM (vgl. Anm. 63) Abb. 18: chin. <i>yǔ</i> REGEN
indexikalisches Ikon	Similarität $Z_{gr} \rightarrow y_a$ + Kontiguität $y_a \rightarrow y_b$ im Rahmen der Symbolizität	Abb. 19: altägypt. <i>iw</i> GEHEN Abb. 20: chin. <i>lèi</i> DONNER Abb. 21: aztek. für VERWITWET
metaphorisches Ikon	Similarität $Z_{gr} \rightarrow y_a$ + metaphorische Similarität $y_a \rightarrow y_b$ im Rahmen der Symbolizität	Abb. 22: chin. <i>cái</i> FÄHIGKEIT, TALENT
Rebus	Similarität $Z_{ph1} \rightarrow Z_{ph2}$ im Rahmen der Symbolizität	Abb. 23: altägypt. <i>wr</i> SCHWALBE / GROSS Abb. 24: chin. <i>wàn</i> SKORPION / ZEHNTAUSEND Abb. 25: Rongorongo <i>pure</i> ART MUSCHEL / GEBET

Tab. 6: Qualität von Schriftzeichen und Assoziation (das WIE der Schrift)

5.4 Ausblick

Bisher haben wir, was den Aspekt der Zeichenkonstitution und denjenigen der Zeichenqualität betrifft, die Diskussion im Bereich einerseits der (nicht-)sprachlichen Zeichen (3.2/4.1 und 4.2), andererseits der Schriftzeichen (5.2 und 5.3) parallel geführt, wobei auch interessante Unterschiede deutlich wurden. So könnte man nun im Bereich der Schriftzeichen fortfahren, indem man sich dort auch sukzessive die Aspekte der Zeichenmetamorphose (analog zu 4.3), der Zeichenpolyvalenz (analog zu 4.4) sowie die Kombination von Metamorphose und Qualität (vgl. 4.5) vornähme. Wir begnügen uns jedoch damit, dieses Grundprinzip nur eben anzudeuten, und brechen die Darstellung an diesem Punkt ab.

6. Konklusion

Wir haben gesehen, daß sich die Assoziationsprinzipien Kontiguität, Similarität und Kontrast phänomenologisch deuten lassen. Sie gehören zu den fundamentalen, transzendentalen Voraussetzungen der Dingerfahrung in der passiven Synthesis (2.). Darüber hinaus begegnen sie uns rekursiv auf unterschiedlichen Ebenen der Konstitution menschlicher Kommunikation und Sprache, was wir hier speziell im Blick auf die Konstitution nichtsprachlicher und sprachlicher Zeichen untersucht haben (3. und 4.). In einer Art Spiralbewegung konnten wir ähnliche Beobachtungen dann nochmals auf unterschiedlichen Ebenen der Konstitution logographischer Schriftzeichen machen (5.). Insgesamt ergibt sich das in Abb. 26 zusammengefaßte Bild der Rolle der Assoziationsprinzipien in den hier behandelten, teilweise auch nur angedeuteten Konstitutionsschichten von Zeichen. Es ist erkennbar, daß die Relation der Kontiguität insofern hervorsteht, als sie in

allen Konstitutionsschichten eine Rolle spielt (an bestimmten Punkten in Form des fundamentalen Schemas der Appräsentation, z.T. mit anschließendem Figur-Grund-Effekt: 3.1/3.2; 4.1; 4.4; 5.2).

Die hier gewonnenen Einsichten sind auch ein Beitrag zur Diskussion des Verhältnisses von Welterfahrung und Sprache. Die Assoziationsprinzipien Kontiguität, Similarität und Kontrast sind tiefliegende Muster schon der vorsprachlichen Erfahrung. Sie sind als solche aber auch für das Zustandekommen von Kommunikation und Sprache und für die Konstitution sprachlicher Zeichen entscheidend verantwortlich. Da nun die Sprache, wenn sie einmal entstanden ist, permanent dazu dient, Welterfahrung zu verarbeiten, kreuzt sich ihr Weg stets aufs neue mit den drei Assoziationsprinzipien, die damit in der Konstitutionsproblematik allgegenwärtig sind.

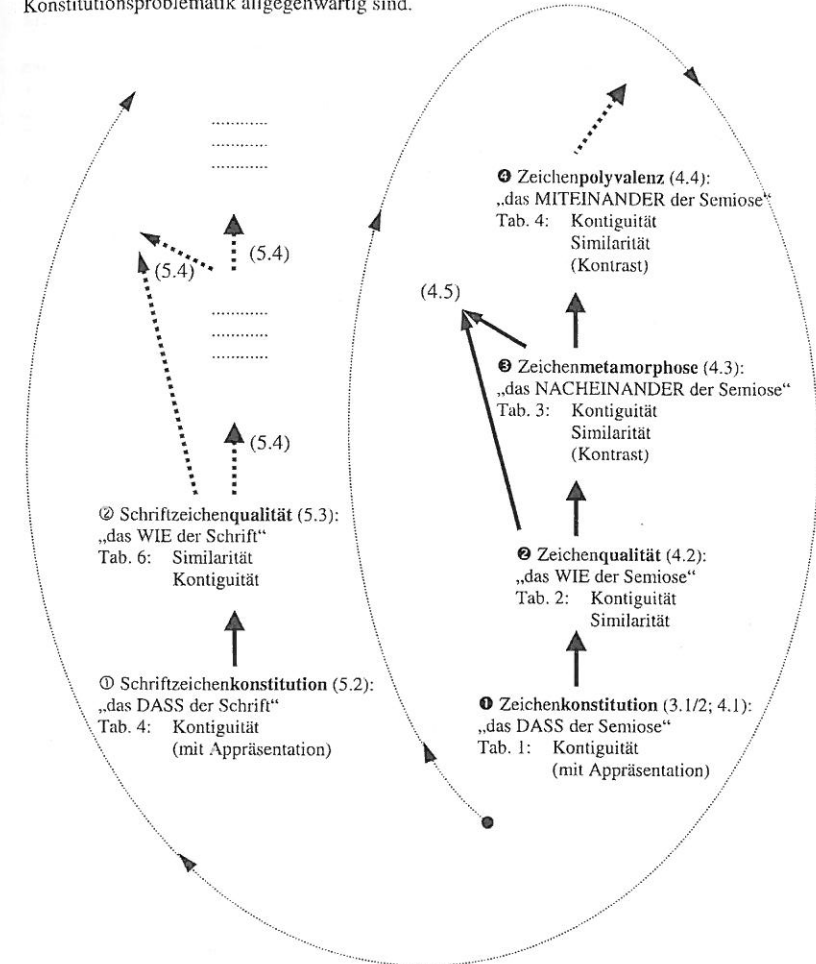


Abb. 26: Assoziationsprinzipien und Konstitutionsschichten von Zeichen

7. Bibliographie

- Amin, Ismail (1973): *Assoziationspsychologie und Gestaltpsychologie. Eine problemgeschichtliche Studie unter besonderer Berücksichtigung der Berliner Schule*, Bern/Frankfurt a. M.: Lang (= Europäische Hochschulschriften, 6, 9).
- Amman, Hermann (¹1925/¹1974): *Die menschliche Rede. Sprachphilosophische Untersuchungen*, Lehr: Schauenburg/Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Aschenberg, Heidi (1978): *Phänomenologische Philosophie und Sprache. Grundzüge der Sprachtheorien von Husserl, Pos und Merleau-Ponty*, Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 96).
- Aust, Hugo (1983): *Lesen. Überlegungen zum sprachlichen Verstehen*, Tübingen: Niemeyer (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 40).
- Balogh, Josef (1926/27): „Voces paginarum“, Beiträge zur Geschichte des lauten Lesens und Schreibens“, in: *Philologus* 82, 84-209, 202-240.
- Baralou, Laurence W. (1992): „Frames, concepts, and conceptual fields“, in: Lehrer, Adrienne/Kittay, Eva F. (Hrsg.), *Frames, Fields, and Contrasts. New Essays on Semantic and Lexical Organization*, Hillsdale (N.J.)/London: Erlbaum, 21-74.
- Benveniste, Emile (1966): „Nature du signe linguistique“, in: ders., *Problèmes de linguistique générale*, Paris: Gallimard, 49-55.
- Bernet, Rudolf/Kern, Iso/Marbach, Eduard (1989): *Edmund Husserl. Darstellung seines Denkens*, Hamburg: Meiner.
- Black, Max (1954): „Metaphor“, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 55, 273-294.
- Blank, Andreas (1997a): *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen*, Tübingen: Niemeyer (= Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie, 285).
- Blank, Andreas (1998): „Kognitive italienische Wortbildungslehre“, in: *Italienische Studien* 19, 5-27.
- Blank, Andreas (2001): *Einführung in die lexikalische Semantik für Romanisten*, Tübingen: Niemeyer (= Romanistische Arbeitshefte, 45).
- Blank, Andreas (2003): „Polysemy in the lexicon“, in: Nerlich, Brigitte/Todd, Zazie/Herman, Vimala/Clarke, David D. (Hrsg.), *Polysemy. Flexible Patterns of Meaning in Mind and Language*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= Trends in Linguistics. Studies and Monographs, 142), 267-293.
- Blank, Andreas (2004): „Cambio semantico e formazione delle parole“, in: Grossmann, Maria/Rainer, Franz (Hrsg.), *La formazione delle parole in italiano*, Tübingen: Niemeyer, 23-30.
- Bréal, Michel (¹1921): *Essai de sémantique (Science des significations)*, Paris: Hachette.
- Bredin, Hugh (1996): „Onomatopoeia as a figure and a linguistic principle“, in: *New Literary History* 27, 555-569.
- Bußmann, Hadumod (²2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*, Stuttgart: Kröner.
- ChOn = China Online. *Fascinating Chinese Characters! Frequently Asked Chinese Characters*. [http://chineseculture.about.com/library/character/bl_zi00082.htm]
- [<http://chineseculture.about.com/library/symbol/blcc.htm>]
- Coseriu, Eugenio (¹1973): *Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes*, Tübingen: Niemeyer (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 14).
- Coseriu, Eugenio (1975): „Die sprachlichen (und die anderen) Universalien“, in: Schlieben-Lange, Brigitte (Hrsg.), *Sprachtheorie*, Hamburg: Hoffmann und Campe, 127-161.
- Coseriu, Eugenio (²1981a): *Textlinguistik. Eine Einführung*, Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 109).
- Coseriu, Eugenio (1981b): *Lecciones de lingüística general*, Madrid: Gredos (= Biblioteca Románica Hispánica, III, 51).
- Coseriu, Eugenio (2004): *Der Physisi-Thesei-Streit. Sechs Beiträge zur Geschichte der Sprachphilosophie*, Tübingen: Narr.
- Croft, William (1993): „The role of domains in the interpretation of metaphors and metonymies“, in: *Cognitive Linguistics* 4, 335-370.
- Croft, William/Cruse, D. Alan (2004): *Cognitive Linguistics*, Cambridge usw.: Cambridge University Press.
- de Mulder, Walter (2001): „La linguistique diachronique, les études sur la grammaticalisation et la sémantique du prototype: présentation“, in: *Langue française* 130, 8-32.
- Derrida, Jacques (1967): *De la grammatologie*, Paris: Editions de Minuit.
- Detges, Ulrich (1999): „Wie entsteht Grammatik? Kognitive und pragmatische Grundlagen der Grammatikalisierung von Tempusmorphemen“, in: Lang, Jürgen/Neumann-Holzschuh, Ingrid (Hrsg.), *Reanalyse und Grammatikalisierung in den romanischen Sprachen*, Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten, 410), 31-52.
- Detges, Ulrich (2003): „La grammaticalisation des constructions de négation dans une perspective onomasiologique, ou: la déconstruction d'une illusion d'optique“, in: Blank, Andreas/Koch, Peter (Hrsg.), *Kognitive romanische Onomasiologie und Semasiologie*, Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten, 467), 213-233.
- Detges, Ulrich/Waltereit, Richard (2002): „Grammaticalization vs. reanalysis: a semantic-pragmatic account of functional change in grammar“, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 21, 151-195.
- Doblhöfer, Ernst (1993): *Die Entzifferung alter Schriften und Sprachen*, Stuttgart: Reclam (RUB, 8854).
- Dreher, Jochen (1999): *Die Entwicklung des Symbolbegriffs im Werk von Alfred Schütz. Die Überwindung der Transzendenz der Lebenswelt durch Zeichen und Symbole*, Magisterarbeit Universität Konstanz. [<http://www.ub.uni-konstanz.de/kops/volltexte/1999/109/>]
- Eco, Umberto (1975): *Trattato di semiotica generale*, Milano: Bompiani (= Studi Bompiani, 10).
- Eden, Tania (1999): *Lebenswelt und Sprache. Eine Studie zu Husserl, Quine und Wittgenstein*, München: Fink (= Phänomenologische Untersuchungen, 12).
- Feldbusch, Elisabeth (1985): *Geschriebene Sprache. Untersuchung zu ihrer Herausbildung und Grundlegung ihrer Theorie*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Feyeraerts, Kurt (2000): „Refining the inheritance hypothesis. Interaction between metaphoric and metonymic hierarchies“, in: Barcelona, Antonio (Hrsg.), *Metaphor and Metonymy at the Crossroads. A Cognitive Perspective*, Berlin/New York: de Gruyter (= Topics in English Linguistics, 30), 59-78.
- Fillmore, Charles J. (1975): „An alternative to checklist theories of meaning“, in: *Proceedings of the Annual Meeting of the Berkeley Linguistics Society* 1, 123-131.
- Fillmore, Charles J. (1977): „Scenes-and-frames-semantics“, in: Zampolli, Antonio (Hrsg.), *Linguistic Structures Processing*, Amsterdam: Benjamins (= Fundamental Studies in Computer Science, 5), 55-81.
- Fillmore, Charles J. (1985): „Frames and the semantics of understanding“, in: *Quaderni di semantica* 4, 217-240.
- Fitzek, Herbert/Salber, Wilhelm (1996): *Gestaltpsychologie. Geschichte und Praxis*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- French, Patrice L. (1976): „Toward an explanation of phonetic symbolism“, in: *Word* 28, 305-322.
- Gauger, Hans-Martin (1971): *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung*, Heidelberg: Winter.
- Gauger, Hans-Martin (1994): „Geschichte des Lesens“, in: Günther/Ludwig (Hrsg.) 1994, Bd. I, 65-84.
- Gauger, Hans-Martin (1995): *Über Sprache und Stil*, München: Beck (= Beck'sche Reihe 1107).
- Geckeler, Horst (1971): *Zur Wortfelddiskussion. Untersuchungen zur Gliederung des Wortfeldes „alt – jung – neu“ im heutigen Französisch*, München: Fink (= Internationale Bibliothek für allgemeine Linguistik, 7).
- Gehlen, Arnold, (¹1971): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*, Frankfurt a.M.: Athenäum.
- Gévaudan, Paul (1999): „Semantische Relationen in nominalen und adjektivischen Kompositionen und Syntagmen“, in: *Philologie im Netz (PhiN)* 9, 11-34. [<http://web.fu-berlin.de/phin/phin9/p9t2.htm>]
- Gévaudan, Paul (2003): „Lexikalische Filiation. Eine diachronische Synthese aus Onomasiologie und Semasiologie“, in: Blank, Andreas/Koch, Peter (Hrsg.), *Kognitive romanische Onomasiologie und Semasiologie*, Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten, 467), 189-211.
- Gévaudan, Paul (im Druck): *Klassifikation lexikalischer Entwicklungen. Semantische, morphologische und stratische Filiation*, Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten).

- Glück, Helmut (1987): *Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*, Stuttgart: Metzler.
- Glück, Helmut (Hrsg.) (2005): *Metzler Lexikon Sprache*, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Greimas, Algirdas (1966): *Sémantique structurale*, Paris: Larousse.
- Groß, Michael (1988): *Zur linguistischen Problematisierung des Onomatopoeischen*, Hamburg: Buske (= Forum Phonetikum, 42).
- Günther, Hartmut (1988): *Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen*, Tübingen: Niemeyer (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 40).
- Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.) (1994/96): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, 2 Bde., Berlin/New York: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 10).
- Haarmann, Harald (1990): *Universalgeschichte der Schrift*, Frankfurt a. M./New York: Campus.
- Happ, Heinz (1985): 'Paradigmatisch' – 'syntagmatisch': Zur Bestimmung und Klärung zweier Grundbegriffe der Sprachwissenschaft, Heidelberg: Winter (= Reihe Siegen, 55).
- Harris, Roy (1980): *The Language Makers*, Ithaca (N.Y.): Cornell University Press.
- Haspelmath, Martin/König, Ekkehard/Oesterreicher, Wulf/Raible, Wolfgang (Hrsg.) (2001): *Language Typology and Language Universals/Sprachtypologie und sprachliche Universalien/La typologie des langues et les universaux linguistiques. An International Handbook/Un internationales Handbuch/Manuel international*, 2 Bde., Berlin/New York: de Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 20).
- Hilty, Gerold (1983): „Der distinktive und der referentielle Charakter semantischer Komponenten“, in: Stimm/Raible (Hrsg.) 1983, 30-39.
- Hjelmslev, Louis (1963): *Prolegomena to a Theory of Language*, Madison: University of Wisconsin Press.
- Hörmann, Hans (1977): *Psychologie der Sprache*, Berlin usw.: Springer.
- Holenstein, Elmar (1972): *Phänomenologie der Assoziation. Zur Struktur und Funktion eines Grundprinzips der passiven Genesis bei E. Husserl*, Den Haag: Nijhoff (= Phaenomenologica, 44).
- Holenstein, Elmar (1975): *Roman Jakobsons phänomenologischer Strukturalismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 116).
- Holenstein, Elmar (1976): *Linguistik Semiotik Hermeneutik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Holenstein, Elmar (1980): *Von der Hintergebarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 316).
- Homberger, Dietrich (2000): *Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft*, Stuttgart: Reclam.
- Hongyuan, Wang (1994): *Aux sources de l'écriture chinoise*, Beijing: Sinolingua.
- Hopper, Paul J./Traugott, Elizabeth C. (2004): *Grammaticalization*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Husserl, Edmund (1950/52): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, hrsg. von Walter Biemel/Marly Biemel, 3 Bde., Den Haag: Nijhoff (= Husserliana, 3-5).
- Husserl, Edmund (1966): *Analysen zur passiven Synthesis*, hrsg. von Margot Fleischer, Den Haag: Nijhoff (= Husserliana, 11).
- Husserl, Edmund (1968): *Logische Untersuchungen*, 2 Bde., Tübingen: Niemeyer.
- Husserl, Edmund (1970): *Philosophie der Arithmetik. Logische und psychologische Untersuchungen. Mit ergänzenden Texten (1890-1901)*, hrsg. von Lothar Eley, Den Haag: Nijhoff (= Husserliana, 12).
- Husserl, Edmund (1973a): *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*, hrsg. von S. Strasser, Den Haag: Nijhoff (= Husserliana, 1).
- Husserl, Edmund (1973b): *Ding und Raum. Vorlesungen 1907*, hrsg. von Ulrich Claesges, Den Haag: Nijhoff (= Husserliana, 16).
- Husserl, Edmund (1973c): *Zur Phänomenologie der Intersubjektivität*, hrsg. von Iso Kern, 3 Bde., Den Haag: Nijhoff (= Husserliana, 13-15).
- Jakobson, Roman (1956): „Two aspects of language and two types of aphasic disturbances“, in: Jakobson, Roman/Halle, Morris, *Fundamentals of Language*, Den Haag/Paris: Mouton 1971 (= Janua linguarum. Series minor, 1), 67-96.
- Keller, Rudi (1995): *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*, Tübingen/Basel: Francke (= UTB, 1849).
- Kent, Grace H./Rosanoff, Aaron J. (1910): „A study of association in insanity. I: Association in normal subjects“, in: *American Journal of Insanity* 67, 37-96, 317-390.
- Khushf, George P. (1993): „Die Rolle des 'Buchstabens' in der Geschichte des Abendlandes und im Christentum“, in: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer Karl L. (Hrsg.), *Schrift*, München: Fink (= Materialität der Zeichen, A, 12), 21-33.
- Kleiber, Georges (1990): *La sémantique du prototype. Catégories et sens lexical*, Paris: PUF.
- Klein, Wolfgang (1985): „Gesprochene Sprache – geschriebene Sprache“, in: *Zeitschrift für Literatur und Linguistik* 59, 9-35.
- Koch, Peter (1991): „Semantische Valenz, Polysemie und Bedeutungswandel bei romanischen Verben“, in: Koch, Peter/Krefeld, Thomas (Hrsg.), *Connexiones Romanicae. Dependenz und Valenz in romanischen Sprachen*, Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten, 268), 279-306.
- Koch, Peter (1994): „Gedanken zur Metapher – und zu ihrer Alltäglichkeit“, in: Sabban, Annette/Schmitt, Christian (Hrsg.), *Sprachlicher Alltag. Linguistik – Rhetorik – Literaturwissenschaft. Festschrift für Wolf-Dieter Stempel 7. Juli 1994*, Tübingen: Niemeyer, 201-225.
- Koch, Peter (1995): „Der Beitrag der Prototypentheorie zur Historischen Semantik. Eine kritische Bestandsaufnahme“, in: *Romanistisches Jahrbuch* 46, 27-46.
- Koch, Peter (1996a): „La sémantique du prototype: sémasiologie ou onomasiologie“, in: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 106, 223-240.
- Koch, Peter (1996b): „Le prototype entre signifié, désigné et référent“, in: Dupuy-Engelhardt, Hiltrud (Hrsg.), *Questions de méthode et de délimitation en sémantique lexicale. Actes d'EUROSEM 94*, Reims: Presses Universitaires de Reims, 113-135.
- Koch, Peter (1997): „Graphé. Ihre Entwicklung zur Schrift, zum Kalkül und zur Liste“, in: Koch/Krämer (Hrsg.) 1997, 43-81.
- Koch, Peter (1998): „Saussures mouton und Hjelmslevs træ: zwei Schulbeispiele zwischen Semstruktur und Polysemie“, in: Werner, Edeltraud/Liver, Ricarda/Stork, Yvonne/Nicklaus, Martina (Hrsg.), *et multum et multa. Festschrift für Peter Wunderli zum 60. Geburtstag*, Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 428), 113-136.
- Koch, Peter (1999a): „Frame and contiguity: On the cognitive bases of metonymy and certain types of word formation“, in: Panther, Klaus Uwe/Radden, Günter (Hrsg.), *Metonymy in Language and Thought*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= Human Cognitive Processing, 4), 139-167.
- Koch, Peter (1999b): „TREE and FRUIT. A cognitive-onomasiological approach“, in: *Studi Italiani di Linguistica Teorica e Applicata* 28, 331-347.
- Koch, Peter (2001a): „Metonymy: unity in diversity“, in: *Journal of Historical Pragmatics* 2, 201-244.
- Koch, Peter (2001b): „Lexical typology from a cognitive and linguistic point of view“, in: Haspelmath u.a. (Hrsg.) 2001, Bd. II, 1142-1178.
- Koch, Peter (2001c): „Bedeutungswandel und Bezeichnungswandel. Von der kognitiven Semasiologie zur kognitiven Onomasiologie“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 121, 7-36.
- Koch, Peter (2003): „Qu'est-ce que le cognitif?“, in: Blumenthal, Peter/Tyvaert, Jean-Emmanuel (Hrsg.), *La cognition dans le temps. Etudes cognitives dans le champ historique des langues et des textes*, Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten, 476), 85-100.
- Koch, Peter (2005): „Taxinomie et relations associatives“, in: Murguía, Adolfo (Hrsg.), *Sens et Références/Sinn und Referenz. Mélanges Georges Kleiber/Festschrift für Georges Kleiber*, Tübingen: Narr, 159-191.
- Koch, Peter (Ms.): „Semantik – strukturell oder kognitiv?“.
- Koch, Peter/Krämer, Sybille (Hrsg.) (1997): *Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes*, Tübingen: Stauffenburg (= Probleme der Semiotik, 19).
- Koch, Peter/Marzo, Daniela (im Druck): „A two dimensional approach to the study of motivation in lexical typology and its first application to French high-frequency vocabulary“, in: *Studies in Language*.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): „Schriftlichkeit und Sprache“, in: Günther/Ludwig (Hrsg.) 1994, Bd. I, 587-604.

- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2001): „Langage parlé et langage écrit“, in: Holtus, Günther/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian (Hrsg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, Bd. 1/2, Tübingen: Niemeyer, 584-627.
- Köhler, Wolfgang (1947): *Gestalt Psychology. An Introduction to New Concepts in Modern Psychology*, New York: Liveright.
- Krämer, Sybille (1988): *Symbolische Maschinen. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriss*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Krämer, Sybille (1996): „Sprache und Schrift oder: Ist Schrift verschriftete Sprache?“, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 15, 92-112.
- Krämer, Sybille (1997): „Schrift und Episteme am Beispiel Descartes“, in: Koch/Krämer (Hrsg.) 1997, 105-126.
- Kruszewski, Mikolaj (1884-1890): „Prinzipien der Sprachentwicklung“, in: *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft* 1, 295-307; 2, 258-268; 3, 145-187; 5, 133-144, 339-360.
- Lakoff, George (1977): „Linguistic gestalts“, in: *Papers from the Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society* 13, 236-287.
- Lakoff, George/Johnson, Mark (1980): *Metaphors We Live By*, Chicago: University of Chicago Press.
- Langacker, Ronald W. (1987/90): *Foundations of Cognitive Grammar*, 2 Bde., Stanford: Stanford University Press.
- Liebert, Wolf-Andreas (1992): *Metaphernbereiche der deutschen Alltagssprache. Kognitive Linguistik und die Perspektiven einer Kognitiven Lexikographie*, Frankfurt a.M. usw.: Lang (= Europäische Hochschulschriften, 1, 1355).
- Linell, Per (2005): *The Written Language Bias in Linguistics. Its Nature, Origins and Transformations*, London: Routledge (= Routledge Advances in Communication and Linguistic Theory, 5).
- Luckmann, Thomas (1980): „Aspekte einer Theorie der Sozialkommunikation“, in: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.), *Lexikon der Germanistischen Linguistik*, Tübingen: Niemeyer, 28-41.
- Ludwig, Otto (1994): „Geschichte des Schreibens“, in: Günther/Ludwig 1994, Bd. I, 48-65.
- Ludwig, Otto (2005): *Geschichte des Schreibens. I: Von der Antike bis zum Buchdruck*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Marchello-Nizia, Christiane (2006): *Grammaticalisation et changement linguistique*, Bruxelles: De Boeck.
- Martinet, André (1980): *Éléments de linguistique générale*, nouvelle édition remaniée et mise à jour, Paris: Colin.
- Marx, Werner (1989): *Die Phänomenologie Edmund Husserls. Eine Einführung*, München: Fink (= UTB, 1434).
- Merleau-Ponty, Maurice (1945): *Phénoménologie de la perception*, Paris: Gallimard.
- Metzger, Wolfgang (1986): *Gestaltpsychologie. Ausgewählte Werke aus den Jahren 1950 bis 1982*, hrsg. u. eingel. von Michael Stadler, Frankfurt a.M.: Kramer.
- Minsky, Marvin (1975): „A framework for representing knowledge“, in: Winston, Patrick H. (Hrsg.), *The Psychology of Computer Vision*, New York usw.: McGraw-Hill, 211-277.
- Morris, Charles (1970): *Foundations of the Theory of Signs*, Chicago/London: University of Chicago Press (= Foundations of the Theory of Signs, I, 2).
- Nissen, Hans Jörg/Damerow, Peter/Englund, Robert K. (1991): *Frühe Schrift und Techniken der Wirtschaftsverwaltung im Vorderen Orient. Informationsspeicherung und -verarbeitung vor 5000*, Bad Salzdetfurth: Franzbecker.
- Oesterreicher, Wulf (1979): *Sprachtheorie und Theorie der Sprachwissenschaft*, Heidelberg: Winter (= Reihe Siegen, 15).
- Oesterreicher, Wulf (1982): „Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Phänomenologie“, in: Meid, Wolfgang/Öberg, Hermann/Schmeja, Hans (Hrsg.), *Sprachwissenschaft in Innsbruck. Arbeiten von Mitgliedern und Freunden des Instituts für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens des Instituts im Jahre 1978 und zum Gedenken an die 25. Wiederkehr des Todestages von Hermann Ammann am 12. September 1981*, Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 50), 153-189.
- Oesterreicher, Wulf (1988): „Sprechfähigkeit, Einzelsprache, Diskurs und vier Dimensionen der Sprachvarietät“, in: Albrecht, Jörn/Lüdtke, Jens/Thun, Harald (Hrsg.), *Energie und Ergon. Sprachliche Variation, Sprachgeschichte, Sprachtypologie. Studia in honorem Eugenio Coseriu*, Bd. II, Tübingen: Narr, 355-386.
- Oesterreicher, Wulf (1998): „Grenzen der Arbitrarität. Zum Verhältnis von Laut und Schrift“, in: Kablitz, Andreas/Neumann, Gerhard (Hrsg.), *Mimesis und Simulation*, Freiburg i.Brsg.: Rombach (= Rombach Litterae, 52), 211-233.
- Oesterreicher, Wulf (2001): „Historizität – Sprachvariation, Sprachverschiedenheit, Sprachwandel“, in: Haspelmath u.a. (Hrsg.) 2001, Bd. II, 1554-1595.
- Oesterreicher, Wulf (2006): „Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und Sprachtypologie im Spannungsfeld der Historizität der Sprache“, in: Dahmen, Wolfgang u.a. (Hrsg.), *Was kann eine vergleichende romanische Sprachwissenschaft heute (noch) leisten? Romanistisches Kolloquium XX*, Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik, 491), 69-99.
- Ong, Walter J. (1982): *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*, London/New York: Methuen.
- Peirce, Charles S. (1960a): *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, III: *Exact Logic* (published papers), IV: *The Simplest Mathematics*, hrsg. v. Charles Hartshorne u. Paul Weiss, Cambridge (Mass.): Belknap.
- Peirce, Charles S. (1960b): *Collected Papers of Charles Sanders Peirce*, V: *Pragmatism and Pragmaticism*, VI: *Scientific Metaphysics*, hrsg. v. Charles Hartshorne u. Paul Weiss, Cambridge (Mass.): Belknap.
- Pottier, Bernard (1964): „Vers une sémantique moderne“, in: *Travaux de Linguistique et de Littérature* 2/1, 107-137.
- Radden, Günter/Panther, Klaus-Uwe (2004): „Introduction: Reflections on motivation“, in: Panther, Klaus-Uwe/Radden, Günter (Hrsg.), *Studies in Linguistic Motivation*, Berlin/New York: de Gruyter (= Cognitive Linguistics Research, 28), 1-46.
- Raible, Wolfgang (1981): „Von der Allgegenwart des Gegenstands (und einiger anderer Relationen). Strategien zur Einordnung semantischer Information“, in: *Zeitschrift für Romanische Philologie* 97, 1-40.
- Raible, Wolfgang (1983): „Zur Einleitung“, in: Stimm/Raible (Hrsg.) 1983, 1-24.
- Raible, Wolfgang (1991): *Die Semiotik der Textgestalt. Erscheinungsformen und Folgen eines kulturellen Evolutionsprozesses*, Heidelberg: Winter (= Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse, Jg. 1991, Abh. 1).
- Raible, Wolfgang (2006): *Medien-Kulturgeschichte. Mediatisierung als Grundlage unserer kulturellen Entwicklung*, Heidelberg: Winter (= Schriften der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 36).
- Rettig, Wolfgang (1981): *Sprachliche Motivation. Zeichenrelationen von Laufform und Bedeutung am Beispiel französischer Lexikoneinheiten*, Frankfurt a.M./Bern: Lang (= Studia Romanica et Linguistica, 12).
- Rosch, Eleanor (1973): „On the internal structure of perceptual and semantic categories“, in: Moore, Timothy E. (Hrsg.), *Cognitive Development and the Acquisition of Language*, New York: Academic Press, 111-144.
- Rubin, Edgar (1921): *Visuell wahrgenommene Figuren. Studien in psychologischer Analyse*, Kopenhagen usw.: Gyldendalske Boghandel.
- Saussure, Ferdinand de (1916): *Cours de linguistique générale*, Paris/Lausanne: Payot.
- Saenger, Paul (1982): „Silent reading: its impact on late medieval script and society“, in: *Viator* 13, 367-414.
- Schank, Roger C./Abelson, Roger P. (1977): *Scripts, Plans, Goals, and Understanding*, Hillsdale (NJ)/New York: Erlbaum.
- Schmandt-Besserat, Denise (1992): *Before Writing*, 2 Bde., Austin: University of Texas Press.
- Schmandt-Besserat, Denise (1996): *How Writing Came About*, Austin: University of Texas Press.
- Schütz, Alfred (1962): *Collected Papers*, I: *The Problem of Social Reality*, hrsg. von Maurice Natanson, Den Haag: Nijhoff (= Phänomenologica, 11).
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979/84): *Strukturen der Lebenswelt*, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 284 und 428).
- Schwarze, Christoph (2001): *Introduction à la sémantique lexicale*, Tübingen: Narr.

- Schwarze, Christoph/Schepping, Marie-Theres (1995): „Polysemy in a two-level-semantics“, in: Egli, Urs u.a. (Hrsg.), *Lexical Knowledge in the Organization of Language*, Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science, 4, 114), 283-300.
- Sharp, Harriet/Warren, Beatrice (1994): „The semantics of onomatopoeic words“, in: *Folia Linguistica* 28, 437-447.
- Soeffner, Hans-Georg (1991): „Zur Soziologie des Symbols und des Rituals“, in: Oelkers, Jürgen/Wegenast, Klaus (Hrsg.): *Das Symbol – Brücke des Verstehens*, Stuttgart: Kohlhammer, 63-81.
- Spiegelberg, Herbert (1982): *The Phenomenological Movement. A Historical Introduction*, Den Haag: Nijhoff (= *Phaenomenologica*, 5 und 6).
- Stempel, Wolf-Dieter (1978): *Gestalt, Ganzheit, Struktur. Aus Vor- und Frühgeschichte des Strukturalismus in Deutschland*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (= Veröffentlichung der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften, 33).
- Stimm, Helmut/Raible, Wolfgang (Hrsg.) (1983): *Zur Semantik des Französischen*, Wiesbaden: Steiner (= Beihfte zur Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, N.F., 9).
- Talmy, Leonard (2000): *Toward a Cognitive Semantics*, 2 Bde., Cambridge (Mass.): MIT Press.
- Tannen, Deborah (1979): „What's in a frame?“, in: Freedle, Roy O. (Hrsg.), *New Directions in Discourse Processing*, Norwood (N.J.): Ablex (= *Advances in Discourse Processes*, 2), 137-181.
- Taylor, John R. (1995): *Linguistic Categorization. Prototypes in Linguistic Theory*, Oxford: Clarendon.
- Taylor, John R. (2002): *Cognitive Grammar*, Oxford: Oxford University Press.
- Thumb, Albert/Marbe, Karl (1901): *Experimentelle Untersuchungen über die psychologischen Grundlagen der sprachlichen Analogiebildung*, Leipzig: Engelmann.
- Trabant, Jürgen (1986): „Gedächtnis und Schrift: Zu Humboldts Grammatologie“, in: *Kodikas* 9, 293-315.
- Traugott, Elizabeth C./König, E. (1991): „The semantics-pragmatics of grammaticalization revisited“, in: Traugott, Elizabeth C./Heine, Bernd (Hrsg.), *Approaches to Grammaticalization*, 2 Bde., Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (= *Typological Studies in Language*, 19), 189-218.
- Tversky, Amos (1977): „Features of similarity“, in: *Psychological Review* 84, 327-352.
- Ullmann, Stephen (1966): „Semantic universals“, in: Greenberg, Joseph H. (Hrsg.), *Universals of Language*, Cambridge, (Mass.)/London: M.I.T. Press, 217-262.
- Ungerer, Friedrich (2002): „Arbitrarität, Ikonizität und Motivation“, in: Cruse, D. Alan/Hundsbuscher, Franz/Job, Michael/Lutzeier, Peter Rolf (Hrsg.), *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen*, Bd. 1, Berlin/New York: de Gruyter (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*, 21.1), 371-380.
- Ungerer, Friedrich/Schmid, Hans-Jörg (1996): *An Introduction to Cognitive Linguistics*, London/New York: Longman.
- Waltereit, Richard (1998): *Metonymie und Grammatik. Kontiguitätsphänomene in der französischen Satzsemantik*, Tübingen: Niemeyer (= *Linguistische Arbeiten*, 385).
- Wertheimer, Max (1922/23): „Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt“, in: *Psychologische Forschungen* 1, 47-58.
- White, Randall (1989): „Visual thinking in the Ice Age“, in: *Scientific American* 261 (1), 74-81.
- Wilkins, David P. (1996): „Natural tendencies of semantic change and the search for cognates“, in: Durie, Mark/Ross, Malcolm (Hrsg.), *The Comparative Method Reviewed*, Oxford: Oxford University Press, 264-304.
- Willems, Klaas (1994): *Sprache, Sprachrelexion und Erkenntniskritik. Versuch einer transzendentalphänomenologischen Klärung der Bedeutungsfrage*, Tübingen: Narr (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik*, 391).
- Wittgenstein, Ludwig (1990): *Tractatus logico-philosophicus. Philosophische Untersuchungen*, Leipzig: Reclam (= *Reclam Bibliothek*, 1381).
- Wundt, Wilhelm (1912): *Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte*, II: *Die Sprache*, Leipzig: Engelmann.

Modelli di grammatica generale

Lia Formigari
(Roma)

1.

La storia delle teorie grammaticali e la loro vicenda attuale sono un buon punto di osservazione quando si cerchi di definire gli spazi rispettivi di natura e cultura nella ricerca linguistica o — più precisamente — di stabilire quanto di natura, di naturale, sia incluso e trasformato nell'orizzonte della storicità.

Quando si parla di grammatica generale ci si riferisce di solito — o almeno ci si riferiva fino a tempi recenti — a un modello grammaticale, quello cosiddetto cartesiano: il modello che sembrava avere concluso il suo ciclo vitale alla metà dell'Ottocento, quando i grammatici comparatisti lo avevano rifiutato insieme al metodo 'razionalista' in linguistica. Quando, negli anni 60 del secolo scorso, Noam Chomsky ha proposto il proprio modello grammaticale, lo ha fatto proiettando sulla grammatica generale classica la sua idea della struttura morfosintattica delle lingue come una serie di regole per la manipolazione di simboli semanticamente neutri. Vi ha aggiunto l'idea delle procedure linguistiche come dispositivi indipendenti dai processi cognitivi generali e dalle finalità comunicative dei locutori. Ne ha fatto, insomma, una scienza deduttiva, il cui tratto essenziale consiste nel valore *predittivo*: a partire dai principi della grammatica generale, dovremmo poter *dedurre* le lingue naturali (Chomsky 1988).

Si è molto discusso sulla legittimità delle ricostruzioni storiografiche di Chomsky e sulla genealogia che egli propone per il suo razionalismo. Tutti ricordiamo l'articolo di Wulf Oesterreicher (1981), „Wem gehört Humboldt?“ Se vale la pena oggi di chiedersi a chi appartiene la grammatica di Port-Royal, è a causa della comparsa recente di un nuovo modello grammaticale, quello elaborato negli ultimi venti anni dalla cosiddetta 'seconda generazione cognitiva'. Al formalismo chomskiano autori come Roland Langacker oppongono il loro 'funzionalismo'. All'idea della sintassi come sistema formale autonomo oppongono l'inseparabilità della sintassi dalla semantica. La grammatica non è un livello di rappresentazione formale autonomo. Le strutture morfologiche e sintattiche sono esse stesse intrinsecamente simboliche, al di sopra e al di là delle relazioni simboliche incorporate negli elementi lessicali di cui si servono (Langacker 1987, 12); sono l'organizzazione e simbolizzazione dei contenuti semantici. Lessico, morfologia e sintassi formano un *continuum* di strutture simboliche che possono essere separate solo arbitrariamente. La tripartizione delle funzioni linguistiche fra pragmatica, semantica e sintassi, che si fa risalire a Charles Morris e che è stata un dogma indiscusso nella prima fase della filosofia analitica per essere poi sostanzialmente condivisa da Chomsky, viene oggi messa in questione. Siamo in presenza di una teoria che sottolinea le profonde motivazioni semantiche delle strutture sintattiche, e dunque il loro collegamento con processi cognitivi e operazioni mentali di vario livello, ivi compresa la „imagery“, cioè la nostra capacità di interpretare una stessa situazione in molti modi diversi (vedendola da prospettive diverse, sottolineando certi aspetti più che altri, considerandola a livelli diversi di astrazione, ecc.) (Langacker 1987, 47).